Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Erlebnisse eines Arztes.

Von

Dr. E. D. Mund.

II. Abtheilung.

Zweiter Band.

Leipzig,
Fr. Wilh. Grunow.
1866.

Inhalts-Verzeichniß.

Erlebnisse eines Arztes.

Erstes Kapitel.

Die magnetische Kur.

Seufzend überblickte ich, im bequemen Wagen durch die Straßen der großen Stadt rollend, die lange Reihe von Namen derjenigen Patienten, die noch heute meines Besuches harrten.

Ein jeder Stand hat seine Plage,
Ein jeder Stand hat seine Last!

Der gequälte Landarzt macht allerdings meistens nicht übermäßig zahlreiche Krankenbesuche an einem Tage, muß aber dabei häufig auf schlechten Wegen und in keineswegs brillanter Equipage meilenweit fahren, und mühevoll sein tägliches Brod verdienen.

Dagegen erfreut sich der Arzt der großen Stadt, wenn er irgend zu den Gesuchteren gehört, eines reichlicheren Einkommens, und schnelle Rosse befördern den in weichen Polstern Ruhenden rasch von

einem Patienten zum anderen, allein statt einer erquickenden Fahrt über Land durch duftige Wiesen und Wälder, muß er hier fast ebenso viele Meilen in den staubigen oder schmuzbedeckten Straßen der Stadt zurücklegen, und mühsam die vielen Treppen in den Häusern emporklimmen, um die meistens übertriebenen Klagen über oft nur eingebildete Leiden anzuhören. Im Durchschnitte wird der Arzt in der größern Stadt vielleicht ebenso oft ganz unnütz incommodirt, wie der Landarzt leider häufig zu spät gerufen wird.

Mühselig ist das Loos des Einen wie des Andern, und Keiner hat Veranlassung, den anders gestellten Kollegen zu beneiden.

Derjenige aber ist glücklich zu preisen, der die Vorzüge seiner Stellung dankbar zu erkennen weiß, ohne neidisch auf andere Verhältnisse zu blicken, die sich ihm nur von ihrer Sonnenseite darstellen, während dem Beschauer ihre Schattenparthien verborgen bleiben. Im ernsten Sinnen überdachte ich dies und Aehnliches, wog die mannigfachen Vortheile und Nachtheile, Annehmlichkeiten und Beschwerden beider Situationen gegen einander ab, und war eben zu dem Schlusse gekommen, daß die Stellung des

Arztes hier wie dort ermüdend und undankbar ist, wenn er nicht in eigener Brust und im Bewußtsein treuer Pflichterfüllung seinen Lohn und wirkliche Befriedigung findet, — da hielt mein Wagen plötzlich still.

Durch den kleinen Stoß aus meinen Gedanken erweckt, sah ich hart neben dem meinigen haltend den offnen Wagen des Kollegen Bernstein, auf dessen Wink gleichzeitig beide Kutscher den Lauf ihrer Pferde gezügelt hatten.

Der Geheimerath Bernstein, eine höchst liebenswürdige und ausgezeichnete Persönlichkeit, war einer der begabtesten und beliebtesten Aerzte der Residenz, und hatte mich von Anfang an mit der gewinnendsten Zuvorkommenheit erfreut.

Jetzt bog er sich lachend aus seinem Wagen und rief mir die Worte Horazens zu: „Quid agis, dulcissime, rerum? Wie gehts, mein Theuerster? — Sie waren so vertieft! Gilts einem schweren Patienten?"

„Oh nein, Herr Geheimerath! Ich dachte nur darüber nach, wie ungleich und doch wie ähnlich die Stellung und das Loos der Kollegen ist, hier in der Stadt und draußen auf dem Lande!"

„Ja, lieber Kollege! und Eins bleibt sich überall gleich! Der Undank der Kranken und der Unverstand der Kranken und ihrer Angehörigen!“

„Wohl wahr! denn die Leute können's eben nicht unterscheiden, was der Arzt geleistet hat, und was ohne sein Verdienst, ohne sein Zuthun geschehen ist!“

„Ganz recht! Und das entschuldigt jene. Ueberdies gleicht sich die Sache aus, Kollege!“ antwortete Bernstein lächelnd. „Wie oft werden wir Aerzte wegen angeblicher Wunderkuren gepriesen, wo wir auch gar kein außerordentliches Verdienst haben. Das muß uns schadlos halten für die anderen Fälle, in denen wir wirklich Hülfe und Rettung gebracht haben, dies aber nicht blos nicht anerkannt, sondern auch noch mit Undank gelohnt wird. Doch so Etwas kommt Jedem vor, und Sie werden erfahren haben, daß dies hier in der Stadt nicht anders ist, als draußen auf dem Lande! Uebrigens habe ich heute eine Bitte, daß Sie mich zu einer Patientin begleiten möchten, bei der mein Latein bald zu Ende ist. — Wann essen Sie?“

„Punkt fünf!“

„Gut lieber Fichtner! Da lade ich mich zu Gaste,

à la fortune du pot! und um sechs Uhr gehen wir zu meinem Grafenkinde. Ist es Ihnen recht? und grüßen Sie Ihre Madonna!"

Wir setzten Jeder unseren Weg fort.

Zur Essenszeit stellte sich Bernstein ein, und während des heitren Mahles erzählte er den interessanten Fall.

Ein hochstehender Beamter, der Graf Harting von Hartingsfelde, hatte nach vierzehn- oder fünfzehnjähriger glücklicher Ehe seine Gemahlin in Folge des Schreckens bei dem Brande seines Stammschlosses verloren, und Jahr und Tag in völliger Abgeschiedenheit auf einer anderen seiner Besitzungen gelebt. Fast menschenscheu, hatte er mit Niemand verkehrt, als mit seinem einzigen Töchterlein und deren Gouvernante. Diese, eine schlaue Intriguantin, hatte die Neigung des Grafen zu gewinnen und zu fesseln gewußt, und trotz der sich entschieden kundgebenden Abneigung der Tochter und ungeachtet mancher bedenklichen Anzeigen, hatte der Graf die bisherige Gouvernante zu seiner Gemahlin erhoben.

Obwohl er sich selber dabei vorredete, diesen Schritt vorzugsweise um der heranblühenden Tochter willen zu thun, so zeigte es sich doch nach kurzer

Zeit, daß ein friedliches Zusammenleben der jungen Gräfin Wilhelmine mit der herrschsüchtigen Stiefmutter unmöglich war. Der Graf mußte sich daher entschließen, die Vollendung der Erziehung seiner Tochter fremden Leuten zu überlassen, um so mehr, als ein diplomatischer Auftrag ihn auf mehrere Monate außer Landes führte. Anfangs war er geneigt das Haus seiner Schwägerin zu wählen, auf Zureden seiner Gemahlin entschied er sich aber endlich für das berühmte Erziehungsinstitut des Fräulein von Emmerich, welches nach Versicherung der Frau Gräfin in jeder Beziehung der beste Aufenthalt für Wilhelminen sei.

Den Einwand des Grafen, daß einem Gerüchte nach in dem Institute eine ungesunde, pietistische Luft wehen sollte, wußte die Stiefmutter Wilhelminens vollständig zu entkräften, unter Berufung auf ihre genaue Bekanntschaft mit dem Fräulein von Emmerich.

Leider erhielten die Befürchtungen des Grafen und einiger anderen wohlgesinnten Freunde nur zu bald vollkommene Bestätigung.

Fräulein von Emmerich hatte ihr vielbesuchtes Institut in jener Zeit der Ueberschwänglichkeit ge-

gründet, als sich in allen Schichten der Gesellschaft ein Hang zur Schwärmerei und zum Mysticismus geltend machte, und da eine offen zur Schau getragene Frömmigkeit einmal Modesache war, hatte das Fräulein in schlauer Erwägung ihres materiellen Vortheiles es sehr wohl verstanden, auch ihrer Anstalt dies Gepräge eines mystisch-pietistischen Treibens aufzudrücken. Ihrem fast herzlos kalten, nüchternen Sinne entsprach zwar dies weiche, überschwängliche und frömmelnde Wesen ganz und gar nicht, doch schmiegte sie sich gefügig der herrschenden Richtung an und hielt darauf, daß auch alle Lehrerinnen und Gehülfen der Anstalt wenigstens äußerlich dasselbe Wesen kund gaben. Ziemlich gleichgültig war es ihr dabei, ob dies frömmelnde Gebahren wirklich der Ausdruck innerer Herzensstimmung war, oder, wie bei ihr selber, eine schlau angelegte äußerliche Maske. Vielleicht schätzte das Fräulein sogar diejenigen am höchsten, bei denen sie eine bloße wohlgelungene Nachäffung des Modetones annehmen durfte. In dieser Beziehung war die jetzige Gräfin von Harting ihr besonders lieb und achtungswerth gewesen, als sie vor Jahren als Erzieherin in das Institut eintrat. Gleichwohl hatte sich bald eine Miß-

stimmung eingefunden, vielleicht weil die Charaktere der beiden Damen zu gleichartig waren und die beiden herrschsüchtigen Naturen in dem Verhältniß als Herrin und Dienerin, als Vorsteherin und Untergebene, auf die Dauer nicht ohne ernstliche Reibung neben einander bleiben konnten, um so weniger, als Eine die Andere vollständig durchschaut hatte. Unzweifelhaft wäre es zu höchst unangenehmen Scenen gekommen, wenn sich das Verhältniß nicht noch rechtzeitig gelöst hätte, indem die Mutter Wilhelminens kurz vor ihrem Hinscheiden die Erzieherin für die junge Gräfin engagirte. Anderthalb Jahre später kehrte die Gouvernante als Gräfin Harting von Hartingsfelde in die Residenz zurück und verschmähte es nicht, mit einem Anschein von treuherziger und dankbarer Anhänglichkeit das Fräulein von Emmerich aufzusuchen. Die Stellung der neuen Gräfin war jetzt eine andere. Sie war eine vornehme Dame geworden und konnte sich als Beschützerin des Instituts geriren, indem sie sich mit einem Anscheine von Edelsinn umgab, während sie zugleich die Erreichung ihrer eigensüchtigen Zwecke suchte.

„Ich habe, lieber Kollege," sagte der Geheimerath, „Ihnen diese Schilderung geben müssen, damit

Sie es begreiflich finden, daß die junge Gräfin von ihrer Stiefmutter gerade diesem Institute übergeben wurde, dessen Schattenseiten Niemand besser kennen konnte als sie. Eine unglücklichere — oder wenn es die Absicht der Stiefmutter war, das junge Mädchen körperlich und geistig zu Grunde zu richten, — eine bessere Wahl konnte nicht getroffen werden."

„Aber, um Gottes Willen!" unterbrach ich den Erzähler, „trauen Sie der Gräfin Harting solche Absichten zu?"

Lächelnd nickte der Geheimerath, und mit einem Blick auf meine Frau flüsterte er halblaut: „Sie ist ein Satan die Frau Gräfin!"

„Doch will ich kurz sein," fuhr er lauter fort. „Der Graf hatte ganz Recht, die allgemeine Stimme ist, daß im Hause des Fräulein von Emmerich eine ungesunde pietistische Luft weht — und in derselben mußte bald die arme Wilhelmine, die ein aufblühendes Röschen aus der frischen Atmosphäre ihrer Heimath hierher verpflanzt wurde, kränkeln und welken. Der Graf selber hat mir mit Thränen im Auge das traurige Wiedersehen geschildert, wie er, zur Confirmation der jungen Gräfin heimgekehrt, die Tochter, die er ein blühend frisches Kind verlas-

sen hatte, zwar zur Jungfrau entwickelt, aber als ein bleiches, unnatürlich nervös aufgeregtes, überschwärmerisches Wesen wiederfand. Der fromme Geistliche des Institutes, der ihr religiösen Unterricht ertheilt hat, mag auch das Seinige dazu gethan haben. Genug, als die junge Dame eines schönen Sonntages zum Tische des Herrn treten sollte, brach sie in der Kirche unter Krämpfen und Zuckungen zusammen, und eine Stunde später, von dem Grafen an ihr Bett geführt, fand ich eine Nervenfieber-Kranke, die ich jetzt seit sechszehn Wochen behandle, aber wie ich Ihnen heute Morgen sagte, mein Latein ist zu Ende!"

Die mir auf der Zunge schwebenden Fragen unterdrückend, wartete ich geduldig bis der Kollege sich zu weiteren Mittheilungen bewogen finden werde.

In kurzen Zügen gab er nach einer kleinen Pause ein klares Bild des Verlaufes der Krankheit, die eben ein sehr heftiges hitziges Nervenfieber gewesen.

„Dies Alles, lieber Fichtner, ist nun nichts Außerordentliches. Das Fieber ist beseitigt, und längst schon habe ich die Kranke in das Haus des Vaters übersiedeln lassen. Aber seit Wochen schreitet die

Reconvalescenz nicht vor. Die fieberlose Kranke erleidet täglich ein — auch zweimal heftige Krampfanfälle und von der Hüfte an ist der ganze Unterkörper gelähmt, kalt und gefühllos!"

Nach Beantwortung verschiedener Fragen nach allerlei einzelnen Dingen, deren Kenntniß zu Begründung eines ärztlichen Gutachtens nöthig ist, erhob sich der Geheimerath mit den Worten:

„Nun, kommen Sie! Vor Allem ist es nothwendig, daß Sie die Kranke sehen, und wir müssen eilen, denn mit dem Schlage sieben Uhr tritt der Krampfanfall ein."

Im Hotel des Grafen empfing uns dieser in einem neben dem Krankenzimmer seiner Tochter gelegenen kleinen Salon. Auch die Gräfin war anwesend. Sie war eine schlanke Gestalt von vornehmer Haltung, mit unheimlich blitzenden Augen und ziemlich hübschen Zügen, die aber neben großer Freundlichkeit etwas unangenehm Lauerndes zeigten.

Nach der ersten Prüfung und Vorstellung bat Bernstein, mit einem Blicke auf die Uhr, mich sogleich zu der Kranken führen zu dürfen.

Kaum hatte ich ein kurzes Krankenexamen und meine Untersuchung beendet, als die Kranke die Au-

gen verdrehte und mit heftigen Zuckungen die erwarteten entsetzlichen Krämpfe eintraten, während eine große Flötenuhr die siebente Stunde verkündigte.

Nachdem der Paroxysmus geendet und ruhiger Schlaf eingetreten war, verließen wir das Krankenzimmer. Bernstein führte mich in eine Fensternische, wo wir uns flüsternd beriethen.

„Lieber Geheimerath!" redete diesen nach Beendigung unseres Gespräches der Graf an. „Ich muß mir die Frage erlauben, ob der Herr Doctor Fichtner Ihrer Ansicht über die Hoffnungslosigkeit des Falles beitritt, oder im Stande ist, uns bessere Aussichten zu eröffnen?"

Bernstein zuckte die Achseln, und ich sprach mein vollkommenes Einverständniß mit dem Kollegen, sowohl betreffs der bisherigen Behandlung, als hinsichtlich seiner weiteren Ansichten aus.

Der Graf ging in unruhiger Bewegung auf und ab.

Ueber das Gesicht der Gräfin glitt ein triumphirendes Lächeln, das jedoch kaum aufleuchtend, wieder verschwand, und einem Ausdrucke von Betrübniß

und Theilnahme Platz machte, als sie sich mit der leisen Frage an den Gemahl wendete:

„Willst Du, lieber Hector, nicht den Herren mittheilen, was die Oberhofmeisterin der Prinzessin Helene uns gerathen hat?“

Der Graf runzelte die Stirn und verharrte in unwilligem Schweigen, das der Geheimerath lächelnd mit den Worten unterbrach:

„Ich kann mir schon denken, gnädige Frau Gräfin, was Ihnen die Frau Oberhofmeisterin angerathen hat, denn bei Hofe ist ja Alles ganz erfüllt —“

„Nichts da!“ schnitt der Graf die weitere Rede ab. „Ich bitte Sie vielmehr, lieber Bernstein, — morgen noch mit dem Professor Alberti zu berathen, wie Sie ja beabsichtigt haben. Herr Doctor Fichtner hat vielleicht die Güte, sich auch zur Consultation einzufinden?“

Wir bejahten und verließen das Haus, um den Professor aufzusuchen. Aufmerksam hörte dieser zu, als der Geheimerath den Verlauf der Krankheit und den gegenwärtigen Zustand schilderte. Ueber die eingeschlagene Behandlung war der Professor mit uns völlig einverstanden, leider theilte er aber auch unsere Befürchtung über den endlichen Ausgang.

„Nun, es ist ja doch immer möglich, lieber Alberti," meinte der Geheimerath, „daß Sie morgen andrer Meinung werden, wenn Sie die Kranke erst gesehen haben. Also, um zehn Uhr, wenn es den Herren recht ist!"

Auf dem Heimwege fragte ich den Kollegen, was denn wohl die Oberhofmeisterin gerathen haben möge. Er erwiderte jedoch ausweichend, das würde uns morgen schon gesagt werden und er wolle mir die Ueberraschung nicht verderben.

Bei der Consultation am folgenden Tage wüßte der Professor auch keinen besseren Rath zu geben, und sprach es gradezu aus, daß er die Kranke für unheilbar halte, wenn ihre Leiden sich nicht etwa bei vollständiger Entwickelung der jungen Dame von selbst verlören.

„So kennen die Herren kein Heilmittel," fragte der Graf.

„Wenigstens keins, Excellenz, das mit einiger Zuversicht gegeben werden könnte und sicheren Erfolg hoffen ließe," war die Antwort des Geheimerathes, der wir mit stummer Verbeugung beipflichteten. „Uebrigens," fuhr Bernstein fort, „übrigens läßt sich noch Mancherlei versuchen."

„Dann kann ich den Herren getrost mittheilen," sagte der Graf, „was mir gerathen ist, mit der Versicherung, daß ein günstiger Erfolg kaum ausbleiben könne."

„Der Tausend!" lächelte der Professor, „da wäre ich doch neugierig!"

„Mir ist von mehreren Seiten zugeredet worden, meine kranke Tochter einer besonderen Behandlung zu unterwerfen, welche ich aber nicht ohne Ihren Rath, ohne Ihre Zustimmung Statt finden lassen wollte," erklärte der Graf verbindlich; worauf er etwas zögernd sagte: „Die Herren werden wohl errathen, um was es sich handelt."

„Natürlich um eine Sympathie, von einem alten Schäfer angewendet!" unterbrach ihn der Professor mit einem spöttischen Lächeln.

„Doch nicht!" entgegnete der Graf, „aber um die Anwendung des thierischen Magnetismus."

„Ah! Mesmerimus!" lachte der Professor, während ich einen fragenden Blick auf den Kollegen Bernstein warf, der mit feinem Lächeln schweigend blieb.

„Ja, Mesmerismus!" fuhr der Graf fort, „und darf ich die Herren um ihre Ansicht bitten?"

„Alle Mesmerianer und Hellsehende," brach der Professor los, „Alle, ohne Ausnahme, sind entweder Betrüger oder Betrogene! Nichts Anderes, Excellenz! Unter solchen Umständen aber habe ich hier nichts mehr zu thun. Ich empfehle mich und —" setzte er höhnisch hinzu — „und ich wünsche allerbesten Erfolg von dem Unsinne."

Befremdet blickte der Graf dem ungestüm aus dem Zimmer Eilenden nach, und Geheimerath Bernstein nahm in ruhigem Tone das Wort:

„Ich kann zwar die leidenschaftliche Erregung des gelehrten Professors um so weniger theilen, als ich schon öfter eine Art von Erfolg von mesmerischer Behandlungsweise gesehen habe, aber ich gestehe ehrlich, daß ich auch nicht die geringste Hoffnung habe, der Komtesse Wilhelmine könne durch Magnetismus geholfen werden."

„Sie wissen, lieber Herr Geheimerath!" sagte der Graf ihn unterbrechend und offenbar bemüht, eine gewisse Empfindlichkeit über das brüske Benehmen des Professors zu unterdrücken, „Sie wissen, daß ich keineswegs zum Aberglauben inclinire, und nur ungern meine Zuflucht zu so mysteriösen Mitteln nehme, allein bei der Hoffnungslosigkeit des

Falles halte ich es für geboten, jedes Mittel zu versuchen, wenn nicht entschiedene Bedenken abrathen."

Der Geheimerath schwieg, und ich fühlte mich nicht veranlaßt, ohne directe Aufforderung meine Ansicht auszusprechen, besonders da ich mit Bestimmtheit wußte, daß wir Beide in unserem Urtheile über Magnetismus und magnetische Kuren völlig übereinstimmten.

„Nun, lieber Bernstein? Nun, was meinen Sie?" fragte der Graf nach kurzer Pause. „Halten Sie den Mesmerismus auch für Unsinn?"

„Ganz gewiß nicht! Und der harte Ausspruch des Professors entspricht wohl kaum seinem eigenen Urtheile, wie er es in ruhigen Momenten und bei kühler Ueberlegung fällen möchte, denn ganz unzweifelhaft ist etwas Reelles an der Sache, allein Professor Alberti geräth bei der bloßen Nennung des Mesmerismns in eine wahrhaft leidenschaftliche Aufregung, weil er zufällig Zeuge und Entdecker mehr als eines handgreiflichen Betruges gewesen ist, und außerdem sehr traurige Erfahrungen über die Mißbräuche gemacht hat, die mit sogenannten magnetischen Kuren getrieben werden."

„Sogenannte magnetische Kuren?" fragte der

Graf mit scharfer Betonung. Sogenannte? Und doch versichern Sie selbst: Es ist etwas Reelles an der Sache?“

„Allerdings, Herr Graf! Abgesehen von allen Täuschungen und Betrügereien, die bei Mesmerischen Erscheinungen nur gar zu häufig vorkommen, ist doch etwas Reelles daran, nämlich eigenthümliche Erscheinungen des gestörten Nervenlebens, welche, wenn sie von selbst entstehen, unter dem Namen Hysterie und Somnambulismus begriffen werden.“

„Wenn sie von selbst entstehen, sagen Sie?“

„Ja! und ob solche abnormen Zustände des Nervensystems durch innere Ursachen erzeugt werden, also spontan, von selbst, auftreten, oder durch ein sichtbares und bestimmtes Verfahren hervorgerufen werden, bleibt für die Sache völlig gleich. Diese eigenthümlichen Erscheinungen können aber ohne Frage durch gewisse Manipulationen, durch bestimmte Eindrücke auf die Phantasie und das Denkvermögen der Kranken erzeugt werden. Die Entdeckung dieses Umstandes ist Mesmers Verdienst.“

„Sie theilen diese Ansichten, Herr Doctor Fichtner?“ wendete sich der Graf zu mir. „Sie halten

auch den Mesmerimus für eine neue Kunst und Wissenschaft?"

„Verzeihen Excellenz!" entgegnete ich. „Der Kollege hat das wohl nicht behauptet! Wir erkennen Beide den Mesmerismus als eine neue Kunst an, aber nicht als neue Wissenschaft, denn er enthält keine einzige bisher unbekannte Wahrheit."

„Nun, wir wollen auch darüber nicht streiten!" unterbrach mich etwas ungeduldig der Graf, und richtete an Bernstein die weitere Frage:

„Halten Sie es also für möglich und wahrscheinlich, daß meine Tochter durch Magnetismus geheilt werden kann?"

„Für wahrscheinlich können wir, Excellenz! die Heilung der Komtesse leider überhaupt nicht halten! Möglich aber ist sie, und auch bei Anwendung des Magnetismus möglich!"

„Ist aber nach der Meinung der Herren eine erhebliche Gefahr damit verbunden?" fragte der Graf weiter.

„Eine unmittelbare Gefahr wohl nicht, aber es ist eine Steigerung der nervösen Zufälle zu besorgen und deshalb —"

„Ich danke Ihnen, lieber Geheimerath!" fiel

ihm der Graf ins Wort. „Nach meiner Ansicht liegt die Sache so: die Herren erklären mein Kind für unheilbar verloren, und der Magnetismus bietet eine schwache Hoffnung der Heilung dar. Freilich kann er möglicher Weise die Sache auch verschlimmern, dennoch gewährt er eine Aussicht auf Wiederherstellung, welche die Kunst der Aerzte nicht verspricht. Daher ist es meine Pflicht, das zweifelhafte Mittel zu probiren! Ich erinnere mich von einem Meister Ihrer Kunst den Spruch gehört zu haben: Ein zweifelhaftes Mittel ist besser als gar keins. Heißt es nicht? Remedium anceps est melius quam nullum! — Nehmen wir denn das zweifelhafte. — Aber ich habe auch noch die große Bitte: Daß Sie Beide Sich der Mühe unterziehen, den Magnetiseur so viel es Ihre Zeit erlaubt, zu überwachen. Mir ist der Doctor Goldener sehr gerühmt.“

Es wurde noch Mehreres über diesen Gegenstand verhandelt, und als wir Arm in Arm das Hotel des Grafen verlassen hatten, fragte der Geheimerath:

„Wissen Sie nun, Kollege, was ihm die Oberhofmeisterin angerathen hat?“

Ich nickte und überlegte noch im Stillen, ob wir uns nicht entschiedener einer Mesmerischen Behandlung der Kranken hätten wiedersetzen sollen.

Errieth der Geheimerath meine Gedanken, oder hegte er selber ähnliche? Nach längerem Stillschweigen sagte er:

„Der Graf hat von seinem Standpunkte ganz Recht! und es wäre nicht zu billigen, hätten wir bestimmter abreden wollen! — Kommen Sie, Kollege — dort wohnt Doctor Goldener! Wir wollen fragen, wann wir ihn sprechen können?"

Der Wagen des Kollegen Goldener hielt vor dessen Thür, und er selbst begegnete uns auf der Treppe, da er, den ganzen Morgen im Hause beschäftigt gewesen, erst jetzt ausfahren wollte.

Den Geheimerath freundlich begrüßend, kehrte er mit uns um und führte uns in sein Arbeitszimmer.

Mir war er persönlich noch nicht bekannt, und ich betrachtete den berühmten Magnetiseur mit großem Interesse.

Er war ein schlanker Mann von nah an fünfzig Jahren. Auf die gewölbte Stirn fiel dichtes, schwarzes Haar, das mitten auf dem Scheitel eine

einzige schneeweiße Locke zeigte, übrigens aber noch ganz frei von Reife des Alters war. Unter den dunklen Brauen glänzten lichtbraune Augen mit sanftem schwärmerischen Ausdruck. In den Zügen des schmalen leicht gerötheten Gesichts, wie in der ganzen Haltung, sprach sich eine leichte Abspannung aus, welche aber vollständig verschwand, wenn er durch irgend Etwas angeregt, sich aufrichtete. Dann wurden die Züge belebter, die Augen schienen Feuer zu sprühen und Goldener erschien plötzlich um mehr als zehn Jahre verjüngt. Auffallend waren die schmalen, schneeweißen Hände, welche er, wie ich bemerkte, mit dicken wildledernen Handschuhen zu bedecken pflegte. Ohne eine Spur von Bart schien er in seinem einfachen schwarzen Anzuge mit der sauberen weißen Kravatte eher dem geistlichen Stande anzugehören, als einem anderen Berufe. Und in der That erfuhr ich später, daß er als Kandidat der Theologie schon auf der Kanzel gestanden hatte, bevor er sich dem Studium der Heilkunde zuwendete.

Als der Geheimerath ihm den Grund unseres Besuches mitgetheilt hatte, erwiederte Goldener lächelnd, daß er bedauere, der Aufforderung des Gra=

fen nicht entsprechen zu können. Er sei aus Rücksicht auf seine Gesundheit entschlossen, keine magnetische Behandlung zu übernehmen.

Mit Interesse vernahm er Bernsteins weiteren Bericht über den Zustand der Gräfin Wilhelmine, und erbot sich endlich, die Kranke wenigstens zu sehen, um seinen Rath zu geben, ob eine magnetische Kur wohl Aussicht auf Erfolg gewähre.

Verabredetermaßen trafen wir am Abend im Salon des Grafen zusammen. Die Aufforderung, die Kranke sogleich zu untersuchen, lehnte Goldener mit der Bitte ab, sie erst nach dem Eintritte des Krampfanfalles zu sehen. Diesen verkündete genau, als die Uhr die siebente Stunde zeigte, ein leichter Aufschrei im Krankenzimmer. Bernstein öffnete die Thür und wir erblickten die leise wimmernde Kranke mit geschlossenen Augen in heftigen Zuckungen auf ihrem Lager liegend und von der Gewalt der Krämpfe oft hoch empor geschleudert.

Doctor Goldener war auf der Schwelle stehen geblieben. Mit beiden Händen machte er aus der Entfernung von mehreren Schritten schnippende Bewegungen, als ob er die Kranke mit Etwas besprengte. Dann trat er langsam näher und führte

durch die Luft einige kalmirende Striche, welche augenblicklich die Gewalt der Krämpfe zu lindern, die Kranke zu beruhigen schienen. Nach wenigen Minuten hatten die den ganzen Körper der Kranken erschütternden Zuckungen vollständig aufgehört, und das gleichmäßige Athmen, das langsame Heben und Senken der Brust deutete an, daß ein sanfter Schlaf eingetreten war. Goldener bewegte noch mehrmals die mit ihrer Fläche der Schlafenden zugewendeten Hände vor dem Gesichte derselben nach abwärts, und verließ das Zimmer, indem er uns winkte, ihm zu folgen.

„Sie haben es mit angesehen, meine Herren," sagte er lächelnd, „wie sehr empfänglich die Kranke für magnetische Einflüsse ist. Ich bin daher überzeugt, das eine magnetische Behandlung zur Heilung führen wird, und eben diese große Empfänglichkeit der Kranken und die Zuversichtlichkeit meiner Hoffnung auf einen günstigen Erfolg, bestimmt mich trotz meines bisherigen Entschlusses, selber die Behandlung zu übernehmen."

„Ich bitte aber, daß Sie die Fortschritte der Kur genau controlliren mögen, und daß Sie möglichst oft bei den Sitzungen als Zeugen gegenwärtig sind."

Wir waren Beide bereit dazu, und ich habe es nur selten versäumt, zugegen zu sein, wenn Goldener seine Besuche machte, und die Kranke magnetisirte.

Das Krankenzimmer war ein mäßig großes einfenstriges Zimmer, dessen Fußboden mit einem dichten weichen Teppiche bedeckt war. Das Bett war an einer Seitenwand des Zimmers so aufgestellt, daß die Füße der Kranken dem Fenster zugekehrt waren und sich hinter ihrem Sopha die Eingangsthüre befand. Die im Bette Liegende konnte also die Eintretenden um so weniger sehen, als überdieß noch zwischen Thüre und Bett ein breiter Schirm befindlich war. Die magnetischen Manipulationen nahm Doctor Goldener Anfangs nur des Abends vor, wenn zur bekannten Stunde die Krampfanfälle eingetreten waren. Sein ausgesprochener Zweck war, diese Krämpfe zu mäßigen, und ich bin Zeuge gewesen, wie dieselben unter Anwendung des Magnetisirens an Lebhaftigkeit und Dauer allerdings sehr erheblich abnahmen. Die ersten Male war es nothwendig, daß Goldener wohl eine Viertelstunde lang seine Striche führte. Er pflegte dabei unmittelbar neben dem Bette zu stehen und ohne die

Kranke zu berühren, seine dicht neben einander gehaltenen Hände wiederholentlich langsam von der Gegend des Kopfes längs des ganzen Körpers der Kranken in einer Höhe von einem bis zwei Zollen über demselben fort zu führen.

Nach einigen Tagen waren jedesmal nur wenige Minuten nothwendig, um die einzelnen Krampfanfälle zu beendigen, die Zuckende zu beruhigen und augenscheinlich sanften Schlaf eintreten zu lassen. Zur Unterstützung der Kur hatte in dieser Zeit der Magnetiseur ein äußerliches Mittel und den Gebrauch einer innerlichen Arzenei verordnet, welche hauptsächlich aus Rhabarber und Chinarinde bestand.

Goldener schien mit den Erfolgen der Kur sehr zufrieden und versicherte, daß unfehlbar in kurzer Zeit, das sogenannte Hellsehen, Somnambulismus, eintreten würde. Es sei übrigens seine Absicht, nur die ersten Anfänge dieses Zustandes herbei zu führen, nicht die höheren Grade desselben, welche sehr wahrscheinlich im vorliegenden Falle äußerst leicht erregt werden könnten.

Mehrmal hatte er schon, wenn ein Krampfanall vorüber, und die Kranke in ruhigen Schlaf ge-

sunken war, mit halblauter Stimme dieselbe angeredet, ohne eine Antwort zu erhalten, doch hatte sich einige Male auf dem Gesichte der Schlafenden deutlich eine Unruhe ausgedrückt.

Wieder nannte Goldener eines Abends den Namen der scheinbar fest schlafenden Gräfin. Sie zuckte stärker als sonst, was den Magnetiseur zu der Frage bewog: „Hören Sie mich?“ worauf die Schlafende mit Ja! antwortete.

„Sind Sie hellsehend?“ fragte Goldener weiter.

„Noch nicht ganz. — In einigen Tagen!“ murmelte die Magnetisirte.

Eine fernere Frage blieb ohne Antwort.

Am nächsten Tagen wiederholten sich Fragen und Antworten, und drei oder vier Tage später antwortete die Komtesse auf die Frage: „Sind Sie jetzt hellsehend?“

„Ja! aber es wird nicht lange dauern.“

„Wie lange noch?“

„Etwa zwei Minuten.“

„Können Sie etwas darüber sagen, ob dieser hellsehende Zustand allmählig länger dauern wird?“

„Gewiß! Alle Tage um ein wenig länger!“

„Können Sie etwas über ihren körperlichen Zustand sagen?"

„Ich kann nicht mehr reden!"

Als die Kranke sich anderen Tages wieder im magnetischen Schlafe befand, wurden diese Fragen wieder aufgenommen, und von Mal zu Mal dauerte der hellsehende Zustand etwas länger.

Nachdem die Hellsehende erklärt hatte, sich über ihr Befinden äußern zu können, fragte der Magnetiseur, ob sie vollständig geheilt werden würde?

„Ja! ganz vollständig?"

„Wodurch werden Sie geheilt werden?"

„Durch fortgesetztes Magnetisiren!"

„Sind die verordneten Arzneien gut für Sie?"

„Das äußere Mittel ist unentbehrlich!"

„Das Pulver nicht?"

„Das Pulver ist gut, aber nicht unentbehrlich!"

„Woraus besteht dasselbe?"

„Aus Rhabarber, China und einem Salze!"

Ich muß hier bemerken, daß der Magnetiseur bei einem Vormittagsbesuche diese Bestandtheile des Pulvers genannt hatte, als sich die Kranke scherzend darüber beschwerte, daß dasselbe einen so schlechten Geschmack habe.

„Soll ich es etwa ändern?" fragte jetzt Goldener.

„Es ist nicht nöthig, aber die Dosis des Rhabarbers könnte stärker sein!"

„Soll ich die Dosis verdoppeln?"

„Ich kann nicht mehr! Es ist vorbei!"

Gleich darauf gähnte die Magnetisirte, und benahm sich ganz wie ein und aus natürlichem Schlafe Erwachender, nur blieben die Augen geschlossen, weshalb sie lachend sagte:

„Machen Sie mir doch die Augen auf!"

„Oeffnen Sie sie doch selbst!"

„Ich kann nicht," erwiederte die junge Dame mit ganz natürlichem Lachen, und unter offenbarem Bemühen die Augenlieder zu heben; was jedoch nur ein Verziehen der Gesichtsmuskeln zur Folge hatte, bis sie Doctor Goldener leicht anhauchte, oder mit einem Striche der flachen Hand von unten nach oben die Augen zu öffnen schien.

Im weiteren Verlaufe der Behandlung stellte sich die Verbindung der sogenannte magnetische Rapport, zwischen dem Magnetiseur und der Magnetisirten immer deutlicher heraus.

Im Allgemeinen war Goldener nicht geneigt,

viele Proben und Versuche darüber anzustellen, doch Verschiedenes schien das Vorhandensein eines solchen Rapportes oder Abhängigkeitsverhältnisses unzweifelhaft zu bekunden. Wenn sich die Kranke im magnetischen Schlafe und im Stadium des Hellsehens befand, beantwortete sie selbst die oft kaum hörbar geflüsterten Fragen des Magnetiseurs. Redete sie irgend ein Anwesender an, so schien sie nicht das Geringste zu hören, auch wenn ihr laut in die Ohren geschrieen wurde. Sobald aber der zu ihr Sprechende die Hand des Magnetiseurs erfaßte, vernahm und beantwortete sie sogleich die Anreden des Fremden.

Mit ihrem eigenen Vater hatte sich eines Tages dasselbe ereignet. Wiederholentlich hatte er der Tochter laut, fast schreiend, ins Ohr gerufen. Kein Zucken der Schlafenden verrieth, daß sie auch nur das Geringste davon empfinde. Sobald der Graf aber Goldeners Hand ergriff, und nun halblaut fragte:

„Wie geht es Dir, mein Kind? Wie befindest Du Dich?“ entgegnete sie lächelnd:

„Oh! himmlisch wohl, so sanft, so ruhig, Oh.“

Hiernach schien es allerdings, als ob wenigstens

die Empfindlichkeit der Gehörsnerven durchaus abhängig wäre von ihrem Verhältniß zum Magnetiseur — oder vielmehr, als ob nur solche Töne einen Eindruck auf ihr Gehörorgan machten, welche von dem Magnetiseur oder von einer mit ihm in Verbindung stehenden Person ausgingen. Leider ist nicht versucht worden, wie es sich mit andern Klängen als gesprochenen Lauten verhalte, z. B. mit musikalischen Tönen und dergleichen.

„Bitte, Excellenz!" redete der Doctor Goldener den Grafen an, „bitte, gehen Sie einmal quer durch das Zimmer zwischen mir und Komtesse Wilhelmine durch."

Der Graf that dies, und die Hellsehende zuckte zusammen, als ob Fäden zerrissen würden, die von ihr zum Magnetiseur gezogen wären, und als ob ihr das Zerreißen derselben eine schmerzhafte Empfindung verursachte.

Dasselbe fand statt, wenn andere Personen zwischen den in Rapport Stehenden durchgingen.

Als weiteren Beweis des Abhängigkeitsverhältnisses der Magnetisirten von ihm und seinem Willen zeigte Kollege Goldener oft, wie die Finger der Kranken in eigenthümlicher Weise von den seinigen

angezogen wurden. Wenn er nämlich beim sogenannten Magnetisiren seine Striche führte, und seine Daumen den ihrigen näherte, so hoben sich diese den seinigen entgegen, und senkten sich wieder, wenn er seine Hände zurückzog.

Den Umstand, daß die Magnetisirte, aus dem magnetischen Schlafe erwachend, doch nicht nach Gefallen die Augen öffnen oder schließen konnte, benutzte Goldener oft, um den Einfluß seines Willens zu zeigen.

Gewöhnlich endeten die Zustände von magnetischem (das heißt durch Magnetisiren hervorgerufenem) Schlafe, in denen die junge Gräfin hellsehend war und sich mit dem Kollegen Goldener oder einer anderen von ihm angefaßten Person unterhielt, damit, daß plötzlich die Antworten derselben ausblieben, als ob sie gar nichts mehr höre. Oft auch sagte die Somnambule: „Es ist vorbei!“ — oder „Ich kann nicht mehr reden!“ und gleich darauf öffnete entweder der Magnetiseur ihre Augen, oder sie sagte mit lächelnder Freundlichkeit: „Ich bin ganz wach! bitte! machen Sie meine Augen auf!“

Zuweilen sagte er, wie bei dem ersten Hellsehen geschehen war, neckend, sie solle dies selbst thun,

und stets schien es ihr unmöglich, dieser Aufforderung zu folgen.

Goldener versicherte aber auch, durch den bloßen Einfluß seines Willens das Oeffnen oder Schließen der Augen bewirken zu können, und als wir dies bezweifelten, machte er folgendes oft wiederholte Experiment.

Wenn die Kranke aus dem magnetischen Schlafe erwacht und ihre Augen geöffnet waren, stellte sich der Magnetiseur in Entfernung von einigen Schritten ihr gegenüber und sagte:

„Ich werde Sie jetzt zwingen, die Augen wieder zu schließen.“

„Oh! ich werde es nicht thun!“ entgegnete die Magnetisirte lachend.

„So? Das wollen wir sehen.“

Es bedurfte dann nur einer kaum merklichen Bewegung der Hand, und die Augenlider senkten sich.

„Ei!“ neckte Goldener, „warum machen Sie denn die Augen zu?“

„Ich kann nicht anders, ich muß!“

Eine leise Bewegung der Finger aufwärts hatte unausbleiblich und augenblicklich das Oeffnen der Augen zur Folge.

Beliebig oft wiederholte jener dies Spiel und Gräfin Wilhelmine schien in der That außer Stande, sich dem Einflusse des Willens ihres Magnetiseurs zu widersetzen, und eben die Augen öffnen oder schließen zu müssen, wie er es befahl, oder auch nur wollte.

Bei diesen sogenannten magnetischen Sitzungen waren nicht blos der Graf und ich immer anwesend, sondern häufig fanden sich auch noch andere Zeugen, Angehörige und ganz Fremde, namentlich ärztliche Kollegen, ein. Dies gewährte mir oft die Gelegenheit zu sehr interessanten Beobachtungen über den verschiedenen Eindruck des Schauspiels. Manche kamen als unbedingt Gläubige, Andere waren so entschiedene Skeptiker, daß sie nur schwer oder oft gar nicht davon zu überzeugen waren, eine Täuschung, eine absichtliche oder unabsichtliche, sei unmöglich.

Wer etwa einer Sitzung beiwohnen wollte, blieb im Nebensalon, bis der magnetische Schlaf und Hellsehen eingetreten war, und wurde dann leise durch die mittelst des Schirmes verdeckte Thür eingeführt. Des weichen Fußteppichs wegen konnte Gräfin Wilhelmine keinen Eintretenden hören, und

wegen der Stellung des Bettes und wegen des zwischen stehenden Schirmes ihn auch nicht sehen. Dennoch war sie meist im Stande, auf die Fragen des Magnetiseurs genau anzugeben, wer im Zimmer sei, auch wenn dies Personen waren, deren Namen sie nicht kannte und die sie dann nur zu beschreiben pflegte — z. B.: „Neben dem Doctor Fichtner steht noch ein Herr mit sehr rothem Barte und einer Perrücke auf. Es scheint ein Doctor zu sein, denn er hat einen Stock mit goldenem Knopfe in der Hand!"

Gegen einige Personen äußerte Wilhelmine (wie sie der Magnetiseur immer anredete) eine entschiedene Vorliebe oder Abneigung, obgleich diese Gefühlsäußerungen öfters den gewöhnlichen im wachenden Zustande nicht entsprachen.

Zu mir war sie im Allgemeinen, ob wachend, ob somnambul, stets gleichmäßig freundlich und zuvorkommend. Nur ein einziges Mal hat sie im Hellsehen, als sie meine zufällige Abwesenheit aus dem Zimmer bemerkt hatte, auf die Frage Goldeners: ob sie mich gern möge? geantwortet: „Oh! recht gern, aber er ist kein unbedingter Anhänger des Mesmerismus, und zuweilen stören mich seine

im Herzen gehegten Zweifel und sein Mangel an vollständigem Glauben und Vertrauen, die ihm aber schon kommen werden."

Gegen ihre Stiefmutter hegte sie im Wachen und Schlafen gleiche Abneigung, und vermied in beiden Zuständen den Ausdruck „Mutter." Wenn Goldener fragte: „Ist Ihre Mutter im Zimmer?" antwortete sie entweder kurzweg: Ja! oder Nein! — oder vermied doch in ihrer Antwort den Mutternamen, gerade wie sie es in gewöhnlichem Gespräche zu thun pflegte. Einst fragte der Magnetiseur: „Warum ist Ihre Mutter nicht hier?" — Sie begann: „Meine —" dann stockte sie und verbesserte sich: „Die Frau Gräfin Harting ist mit der Baronin Ring ausgefahren." Oder sie bediente sich auch der Bezeichnung: „Die Gemahlin meines Vaters."

Die Gegenwart einiger Personen war ihr offenbar besonders unangenehm, was sie entweder nach ihrer Entfernung oder auch in der nächsten Sitzung aussprach. Die Gefühle der Anwesenden wurden aber stets dabei geschont.

Auf die Frage nach ihrem heutigen Befinden zögerte sie etwas mit der Antwort und sagte dann

leise: „Es sind sehr viele Personen zugleich im Zimmer, das macht mir einige Unruhe und Beklemmungen." Nachdem nun Mehrere hinausgegangen waren, sagte sie unaufgefordert und erröthend: „Der Geheime Finanzrath Wallenstein war hier! Der darf nie wiederkommen, seine Nähe verletzt mich und thut mir weh, wegen seines Verhältnisses zu der Ballettänzerin."

Dies war nun allerdings ein Jedermann bekanntes Verhältniß, auffallender aber war ein anderes Begebniß, bei dem sich das an Prüderie streifende feine Gefühl der Magnetisirten und deutlich eine Verschiedenheit ihrer Denkweise im wachen und im somnambulen Zustande kund zu geben schien.

Während des magnetischen Schlafes führte der Graf Harting einen so eben von weiten Reisen heimgekehrten Freund, den Obersten v. Dornenthal, ins Zimmer. Augenblicklich verdüsterte sich der Gesichtsausdruck der Schlafenden, weshalb Goldener fragte:

„Was ist Ihnen, Wilhelmine?"

Sie seufzte und faßte nach dem Herzen:

„Ach! mir ist so weh, so beklommen! Es sind wieder so viele Menschen im Zimmer!"

Nach einigen Minuten führte der Graf seinen Freund hinaus.

„Ist Ihnen nun besser?" fragte Goldener.

„Ja! oh ja!" erwiderte die Somnambule erleichtert.

„Nun? was war Ihnen denn?"

Die Somnambule entgegnete zögernd:

„Ich möchte es nicht gern sagen."

„Ich befehle es aber," sagte Goldener streng.

„Ach!" flüsterte sie kleinlaut. „Dornenthal war hier — und ich kann ihn nicht vertragen!" Wie zur Entschuldigung setzte sie, bis unter die Stirnhaare erröthend, kaum hörbar hinzu:

„Er ist ein Roué, eine unreine Natur!"

Nach ihrem Erwachen schien sie, wie immer, nichts von dem während des Schlafes Vorgefallenen zu wissen, sich auch ihrer Reden und Aeußerungen nicht zu erinnern, obgleich sie im nächsten Hellsehen sich genau aller früheren entsann, und häufig auf eine gestern oder früher gemachte Aeußerung Bezug nahm.

Indem ich von der Seite die Kranke beobachtete, fragte ich den Kollegen Goldener:

„Kennen Sie einen Obersten von Dornenthal?"

„Nur ganz oberflächlich, Kollege! Was ist's mit dem?"

„Oh! er hat kürzlich weite Reisen, man sagt, nach Indien, China, Japan gemacht, und soll gestern wieder heimgekommen sein."

„Das ist nicht möglich, Doctor Fichtner!" mischte sich das Fräulein ganz erregt in die Unterhaltung. „Herr von Dornenthal ist ein lieber, sehr lieber Freund unseres Hauses — und wenn er da wäre, müßte es der Vater wissen."

Goldener zog mit den Worten: „So können wir ja gleich erfahren, was an dem Gerüchte ist!" die Klingel und trug dem Kammermädchen auf, Seine Excellenz zu fragen, ob er wisse, wo sich der Herr Oberst von Dornenthal gegenwärtig befände?

In sichtlicher Spannung erwartete Wilhelmine die Rückkunft ihrer Kammerzofe, und auf die Meldung: „Der Herr Oberst seien heut zurückgekommen und in diesem Augenblicke sogar unten bei Seiner Excellenz!" — schlug sie freudig die Hände zusammen mit dem Rufe: „Oh! Er soll gleich — gleich zu mir kommen, der liebe, liebe Dornenthal! Sie erlauben es doch, Herr Doctor?"

Goldener willigte ein. An der Hand des Gra-

fen trat der Oberst, eine hohe Gestalt mit tiefgebräuntem bärtigen Gesicht und edlen Zügen in's Zimmer. Wilhelmine streckte ihm erregt beide Hände entgegen und hätte die seinigen fast an ihre Lippen gezogen. Mit großer Lebhaftigkeit erinnerte sie den Freund des Vaters, wie er sie schon als Kind verhätschelt und begünstigt habe. Sie fragte hierauf mit schelmischer Neckerei: „Was der Vielgewanderte ihr denn von seinen Reisen mitgebracht habe?" und als der Oberst ein zierliches Etui mit allerlei chinesischen oder japanesischen Spielereien aus der Tasche zog, herzte und küßte sie dasselbe und stellte es endlich auf das Tischchen am Bette, es nachher öfters wieder zur Hand nehmend.

Der Ausdruck von Vergnügen darüber war so offen und natürlich, daß ich am folgenden Tage nicht genug erstaunen konnte, als sie beim Eintritt des Hellsehens sogleich mit Heftigkeit die Entfernung des Etuis aus ihrer Nähe forderte, und als sich beim Eintritt des Obersten genau die Scene von gestern wiederholte. Wilhelmine gab nach seiner Entferuung nur noch bestimmter ihre Abneigung, ihren Widerwillen kund.

Gegen den Kollegen sprach ich meine Ueber=

raschung aus. Er gab zu, daß dies eigentlich ein unerklärliches Räthsel sei, wie so viele Erscheinungen bei Magnetisirten, durch die eben nur bewiesen werde, daß eine außerordentliche ungewöhnliche Steigerung des Gefühls und eine vergeistigte Durchschauung der Dinge und menschlichen Seelen im Somnambulismus eintrete, wofür so tausend ähnliche Erscheinungen sprächen.

„Dahin gehört z. B. auch“ — fuhr Goldener fort — „das eigentliche Hellsehen, die clairvoyance, das Vermögen, ohne die Augen zu sehen.“

„Oh! ist das mehr wie Fabel?“ fragte ich zweifelnd.

„Ich möchte nicht gern“ — war Goldeners Antwort — „den Somnambulismus der Gräfin Wilhelmine bis zu so hohem Grade steigern, sonst würde es gar keine Schwierigkeit haben, sie das Experiment machen zu lassen! Schriftstücke, die bei verbundenen Augen in die Achselhöhlen oder auf die Herzgrube gelegt werden, sollen mit größter Leichtigkeit entziffert werden.“

„Sollen? lieber Kollege! Haben Sie dies niemals Selbst beobachtet?“

Der ehrliche Mann zögerte mit der Antwort und sagte dann:

„Nein, ich habe es noch nicht mit angesehen, doch ist die Thatsache von so Vielen beobachtet worden, daß sich ihre Wahrheit gar nicht bezweifeln läßt.“

„Ich muß ehrlich eingestehen, ich habe stets die Möglichkeit bezweifelt,“ sagte ich, worauf er entgegnete:

„Was Möglichkeit!? wo so gewichtige Stimmen das Vorhandensein der Thatsache auf das Bestimmteste bezeugen!“

„Ja! aber Sie zum Beispiel, lieber Kollege, und manche andere eifrige Mesmerianer haben dennoch dergleichen nicht beobachtet. Wie kommt das?“

„Weil wir zufällig noch niemals so hochgradige Clairvoyante in Behandlung hatten, oder weil wir aus anderen Gründen Anstand nahmen, den höchsten Grad von Hellsehen hervorzurufen. Sie wissen, daß schon Hippokrates den Grundsatz aufstellte: Es darf mit dem Menschen kein Experiment gemacht werden!“

„Richtig! Nullum in homine fiat experimentum! Ein schöner und humaner Grundsatz, den die

neuere Medicin leider so sehr aus den Augen setzt."

„Nun ja! — Wenn aber Alles, was über die niederen und häufigeren Grade von Hellsehen berichtet wird, so vollständig richtig ist, und von Jedermann bestätigt wird, muß man dann nicht unbedenklich glauben, was dieselben Autoritäten über die höheren Grade erzählen?"

„Darüber ließe sich streiten, lieber Kollege! und jedenfalls habe ich noch nichts gesehen, was sich nicht irgendwie erklären ließe, und was nicht überhaupt im Reiche des Möglichen liegt!"

„So, Kollege Fichtner? — Ist es nicht auch schon etwas Wunderbares um den genauen Rapport zwischen Magnetiseur und Magnetisirten?

„Wunderbar? Hm! Ich habe noch nichts gesehen, was sich nicht ganz natürlich erklären ließe."

„Oho! Kollege! Darf ich wohl um Ihre Erklärungen der verschiedenen Erscheinungen bei unserer Kranken bitten, wenn Sie nicht den innigen Rapport zwischen uns, und überhaupt eine Steigerung der geistigen Vermögen und Sinnesthätigkeiten zugeben wollen?"

„Nein, lieber Goldener! — Ich nehme Anstand, jetzt schon meine Ansichten auszusprechen, denn sie

sind in manchen Punkten noch nicht ganz fertig ausgebildet, und außerdem fürchte ich durch voreilige Aeußerungen Ihnen wehe zu thun und ist es ja möglich, daß mein Urtheil dennoch ein ganz anderes wird."

„Das ist ja genau, was Wilhelmine von Ihnen sagt: Ihr Glaube und Vertrauen ist noch nicht fest begründet, — wird es aber werden!"

„Meinen Sie?"

„Ganz unbedingt! — Zunächst werde ich Ihnen in der nächsten Sitzung einen neuen Beweis des magnetischen Rapportes geben, in dem wir stehen! — Sie sollen Sich heute überzeugen, daß Wilhelmine durchaus dieselbe Geschmacks-Empfindung mit mir hat!"

„Schön, wir wollen sehen!" —

Zur heutigen Sitzung fand sich auch der Geheimerath Bernstein und Professor Alberti, denen ich davon gesagt hatte, im Hotel des Grafen ein.

Auf dem kleinen Tisch neben dem Bett hatte Goldener Confituren, Früchte, Milch, Wasser und Zuckerwasser stellen lassen. Die Kranke wurde in somnambülen Zustand versetzt. Der Geheimerath trat näher, öffnete die Augen Wilhelminens durch

Auseinanderziehen der Augenlider. Die Pupillen waren ungeheuer erweitert und gegen jede Annäherung des Lichtes unempfindlich.

Goldener fragte, ob wir den magnetischen Schlaf für ächt erkannten?

„Ja!“

„Nun, meine Herren! geben Sie Acht! — Wilhelmine wird genau empfinden, ob ich Wasser trinke oder Milch, oder Wein, oder von den Früchten koste und so weiter.“

Wir beobachteten genau, und sowie Goldener von einem oder dem andern kostete, ahmte die Kranke die Geberde nach, und in den meisten Fällen stimmte ihre Geschmacksempfindung mit der des Kollegen überein.

Jetzt trat der Geheimerath näher und reichte Goldener das Glas mit Wasser. Dies wurde nach einigen Fragen und Zögern richtig erkannt. Goldener wollte nach der Milch greifen, der Geheimerath verhinderte es jedoch und reichte ihm wieder Wasser. Die Somnambule schmeckte nicht Wasser, sondern hatte eine unbestimmte Empfindung.

Wieder mußte der Magnetiseur Wasser trinken, und so mehrmals hintereinander. Wilhelmine

schmeckte nach der Reihe die auf dem Tische stehenden Gegenstände. Mit sarkastischem Lächeln nahm der Professor Alberti aus seiner Westentasche ein kleines Pulver, und schob dem Kollegen Goldener eine kleine Menge schwefelsauren Chinins auf die Zunge. Von dieser intensiven Bitterkeit konnte die Somnambule nichts wissen, und verspürte auch nichts davon.

Der Professor machte einen spöttischen Diener, und verließ das Zimmer mit den Worten:

„Nun meine Herren! Ich habe genug!"

Welche Erklärung ließ dies verunglückte Experiment zu?

Als der Geheimerath und ich uns später darüber besprachen, waren wir Beide, da wir Betrug nicht annehmen konnten, der Ansicht: daß Wilhelmine, aufmerksam wie immer auf den Magnetiseur, sich veranlaßt fühlte, seine Handlungen nachzuahmen, von denen sie wahrscheinlich durch ihren verschärften Gehörsinn Kunde hatte. Bei den Fragen, was sie schmecke, mochte es ihr wie im Traume vorkommen, daß sie auf der Zunge dasjenige empfinde, was nach ihrer Meinung Goldener eben gekostet hatte. Daß man plötzlich das bittere Chinin auf seine Zunge

gebracht hatte, konnte sie freilich nicht träumen, eben so wenig, daß man Wasser und immer wieder Wasser zu den Versuchen wählen würde. Wenigstens entsprach dies nicht der Art und Weise, wie bei dem ersten Versuche zu Werke gegangen war.

Wilhelmine selber hatte allerdings eine andere Erklärung. Als sie nach dem Fortgehen des Professors in Weinen und Schluchzen ausbrach, beruhigte sie Goldener und fragte nach dem Grunde ihrer Thränen?

Sie sagte, während Goldener ihre Worte mit beifälligem Kopfnicken bestätigte, daß sie durch die Gegenwart des vollständig ungläubigen Professors ganz befangen, verwirrt und unsicher geworden sei.

Kollege Goldener bekräftigte dies später mit der Versicherung, es sei dies eine ganz constante Erfahrung, obgleich er keinen Grund davon angeben könne. Wahrscheinlich sei es eine Wirkung der ungläubigen Atmosphäre, welche, von dem zweifelsüchtigen Professor ausgehend, die Kranke umgab.

Für heute wurde die Sitzung bald abgebrochen.—

Mittlerweile waren die allabendlich regelmäßig eintretenden Krampfanfälle immer schwächer und

schwächer geworden, und wiederholt schon mehrere Tage hintereinander ganz ausgeblieben.

Nun fragte der Magnetiseur an einem der nächsten Abende: „Ob die Krämpfe bald ganz aufhören würden?"

„Ja! — Wenn ich in den nächsten 14 Tagen noch drei vereinzelte und sehr schwache Anfälle gehabt habe, werden sie fortbleiben bis — bis —"

„Nun, Wilhelmine, bis?"

„Bis — Ich sehe es nicht deutlich!"

„Strengen Sie Sich an, Wilhelmine!"

„Bis — bis zu meines Vaters Geburtstag!"

„Wann ist der?"

„Am ersten Mittwoch im künftigen Monat."

„Wird der Anfall heftig sein?"

„Ja! — Ich kann nicht mehr — Wecken Sie mich auf!"

Folgenden Tages wurde das Examen fortgesetzt.

„Also, Wilhelmine! in vier Wochen werden Sie wieder einen heftigen Krampfanfall haben?"

„Ja! sehr heftig. Es ist der letzte."

„Wird er durch eine besondere Ursache hervorgerufen werden?"

„Ja, durch einen großen Schrecken!"

„Worüber werden Sie erschrecken?“

„Ich sehe es nicht deutlich! — Doch! Ueber das Zerspringen eines Glases! Es ist vorbei — Ich kann nicht mehr reden!“

Der somnambüle Zustand dauerte mit der unleugbar mehr und mehr fortschreitenden Besserung der Kranken nun allmählig bei jeder Sitzung immer kürzere Zeit. Die Gespräche mußten sich daher auf wenige Fragen und Antworten beschränken.

„Werden Sie noch lange hellsehend sein?“

„Noch eine Woche!“

„Und werden Sie ganz gesund werden?“

„Vollständig!“

„Wann werden Sie zum ersten Male ausgehen?“

„Zu Ostern — Ich kann nicht mehr!“

An diese Antwort anknüpfend fragte Goldener am nächsten Tage:

„Sie wollten gestern sagen, wann Sie zum ersten Male ausgehen werden?“

„Ich habe es schon gesagt, am Ostermontage!“

„Wann ist Ostern?“

„Am elften April!“

„Wohin werden Sie gehen?“

„Vater führt mich in die Kirche!“

„Wer begleitet Sie außer Ihrem Vater?“

„Es ist vorbei! Machen Sie mir die Augen auf!“ —

In den folgenden Sitzungen bestimmte sie noch, daß ihre Cousine Emma sie in die Kirche begleiten werde, und daß fortan keine innerliche Arznei mehr nöthig sei, daß sie aber noch bis Pfingsten magnetisirt werden müsse, und zwar, wenn der letzte Krampfanfall eingetreten sein würde, nicht mehr des Abends, sondern alle Mittage um 1 Uhr.

Von nun an erfolgte kein Hellsehen mehr, es trat auf das jedesmalige Magnetisiren blos ruhiger, anscheinend ganz normaler Schlaf ein.

Eine nothwendige Reise veranlaßte in dieser Zeit die mehrtägige Abwesenheit Goldeners. Er übergab mir einige Blättchen unbeschriebenen Papiers mit der Weisung, dieselben zu den gewöhnlichen Stunden des Magnetisirens auf die Herzgrube der Kranken zu legen. Der Erfolg werde der nämliche sein, als ob er die Kranke durch Striche magnetisire, denn er habe die Papiere stark magnetisirt und denselben seine magnetische Kraft mitgetheilt.

Ich befolgte einige Male seine Anweisung, und

in der That zeigte sich die verheißene Wirkung: die Kranke verfiel sofort in festen Schlaf.

Am dritten Tage benutzte ich keins der magnetisirten Blättchen, sondern wählte ein ganz gleichgültiges, das ich aus meinem Notizbuche schnitt. Wilhelmine glaubte natürlich, ich hätte ein magnetisirtes Blatt aufgelegt, und schlief ebenso wie früher ein!

Offenbar hatte hier blos die Einbildungskraft des jungen Mädchens gewirkt. Es überraschte mich aber doch, daß sie die stattgefundene Täuschung nicht erkannt hatte, da sie früher mit großer Sicherheit bestimmt hatte, welches von zwei Gläsern mit Wasser oder welches von mehreren ihr dargereichten Tüchern von Goldener magnetisirt war, und welches nicht. Ich fragte daher diesen, nach seiner Rückkehr, ob etwa überhaupt das Anschauungsvermögen der Magnetisirten, jetzt nach dem Aufhören der somnambülen Zustände, schwächer sei.

Der Kollege verneinte diese Vermuthung, und erbot sich, einige hierauf bezügliche Proben zu machen.

Aus der Bibliothek des Grafen holte ich einige dem Aeußeren nach ganz ähnliche Bücher, Bände desselben Werkes und von gleicher Stärke. Vor

meinen Augen magnetisirte Goldener den einen Band, und schweigend reichte ich die drei Bücher der noch wachenden Kranken. Ohne Besinnen griff sie nach dem magnetisirten Buche, und drückte es an sich, die anderen beiden mit unwilliger Miene zurückschiebend. Ich fragte nach dem Grunde und erhielt zur Antwort: Nur dies eine Buch habe der Doctor magnetisirt, drum sei es ihr so lieb, die anderen Bücher habe er nicht berührt. Dies Experiment wurde zu verschiedenen Zeiten wiederholt, und wie oft ich auch versuchte, ein nicht magnetisirtes Buch unterzuschieben, niemals irrte sich die Kranke. Hierbei schien es ganz gleichgültig zu sein, ob der Magnetiseur im Zimmer oder abwesend war.

Auch wenn der Kranken verschiedene Gläser mit Wasser gereicht wurden, von denen nur ein einziges magnetisirt war, wußte sie das immer zu unterscheiden. Das magnetisirte Wasser trank sie mit sichtlichem Behagen, wies aber die anderen Gläser zurück, so bald sie das Wasser derselben gekostet hatte.

Mit derselben Sicherheit unterschied sie von mehreren Taschentüchern dasjenige, welchem ihr Doctor seine magnetische Kraft mitgetheilt hatte. Die anderen legte sie gleichgültig bei Seite, während sie

das magnetisirte in der Hand behielt und liebkosend an sich drückte. Wenn sie ein solches Tuch auf ihre Herzgrube legte, oder nur an das Gesicht gedrückt hielt, pflegte sie nach kurzer Zeit in Schlaf zu sinken.

Die oben erwähnte Prophezeihung betreffs der drei nur sehr schwachen Krampfanfälle war buchstäblich in Erfüllung gegangen. Wir waren daher, als der Geburtstag des Grafen näher rückte, sehr gespannt, ob sich auch die Vorhersagung des in Folge eines Schreckens über ein zerspringendes Glas Statt haben sollenden heftigen Krampfes erfüllen würde. Natürlich wurde der Prophezeihung mit keinem Worte vor der Kranken erwähnt. Doch veranlaßte Goldener selbst unter einem unbefangen scheinenden Vorwande, daß eine Chiffoniére voller Gläser, welche im Zimmer stand, ausgeräumt und entfernt wurde.

Der Geburtstag kam. Zu der von der Kranken im hellsehenden Zustande vorher bezeichneten Stunde waren wir drei Aerzte im Salon neben dem Krankenzimmer in leisem Gespräche versammelt, als aus dem Zimmer Wilhelminens plötzlich das deutliche Klirren eines zerspringenden Glases und unmittelbar darauf folgend ein entsetzlicher Auf-

schrei ertönte. Wir eilten in das Gemach und fanden die Krämpfe mit großer Heftigkeit ausgebrochen. Sehr allmählig nur trat bei den Bemühungen des Magnetiseurs ein Nachlaß und endlich Schlaf ein.

Bei weiterer Untersuchung fand sich auch die Ursache jenes klirrenden Geräusches. Es war hervorgebracht durch das Zerspringen eines Arzneiglases in der Ofenröhre.

Wie war das Glas in den Ofen gekommen? War es dort vergessen worden? und warum war es nicht schon früher gesprungen, da der Ofen doch täglich geheizt wurde? Die Beantwortung dieser Fragen gab die Krankenwärterin, indem sie zitternd und bleich vor Schrecken erzählte, - daß sie am Vormittage, wie sie täglich thue, die verordnete nervenstärkende Einreibung habe vornehmen wollen. Da habe die Komtesse befohlen, das Arzneiglas mit dem Linimente, da dies zu kalt sei, auf dem Ofen zu stellen. Vor einer Stunde habe Komtesse sie geheißen, einheizen zu lassen, und sie Unglückliche habe vergessen, daß das Gläschen in der Ofenröhre stehe, und gar nicht weiter an das Liniment gedacht. Sie sei untröstlich — denn nun seien durch ihre Nachlässigkeit die Krämpfe wieder gekommen! —

Der Geheimerath warf mir bei diesem Berichte einem Blick zu und beruhigte die erschrockene Frau indem er zuversichtlich aussprach, daß eine Wiederkehr der Krämpfe nicht zu befürchten sei, weil sich das Befinden der Komtesse im Allgemeinen schon in so hohem Grade gebessert habe.

In der That hatte auch bereits eine solche Besserung Statt gefunden, daß unsere kühnsten Hoffnungen weit übertroffen waren. Empfindung, Wärme und Beweglichkeit der gelähmten Gliedmaßen waren längst zurückgekehrt, und vom Vater und „ihrem lieben Doctor" geführt, hatte Wilhelmine schon mehrmals versucht, einige Schritte von ihrem Lager aus zu gehen.

Die Krämpfe wiederholten sich nicht, und überhaupt hatte der Schreck keine bleibenden Folgen für die Genesende. Vielmehr schritt ihre Reconvalescenz zwar langsam doch gleichmäßig fort.

Es waren aber während dessen Monate vergangen, der Winter war gekommen und nahte schon seinem Ende. —

„Was haben Sie, Kollege?" fragte ich eines Morgens den Doctor Goldener, als er in einem ziemlich gleichgültigen Gespräch plötzlich innehaltend

mich mit sonderbaren, wie prüfenden Blicken musterte.

Zögernd erwiederte derselbe: „Nun, ich betrachte Sie so, lieber Fichtner, weil ich gern in Ihrer Seele lesen möchte, ob Sie Fortschritte im Glauben an die Kraft des Magnetismus gemacht haben?“

„Ei,“ war meine Antwort, „um das zu erfahren, hätte es nur einer einfachen Frage bedurft.“

„Doch nicht, Kollege Fichtner! Ich zweifle zwar keinen Augenblick an Ihrer ganz unbedingten Aufrichtigkeit, es ist mir aber zweifelhaft, ob Sie sich selber vollständig klar sind.“

Lächelnd mußte ich die Richtigkeit dieser Annahme zugeben. Worauf Goldener rasch fragte: „Nun, was macht Ihnen Zweifel nach Allen, was Sie hier gesehen und erlebt haben?“

„Eben Manches, was ich erlebt habe, zum Beispiele: das offenbar mißrathene Experiment wegen der Geschmackseindrücke, welche die Magnetisirte mit Ihnen theilen soll. Mir scheint bewiesen, daß sich Ihre Behauptung über einen so innigen Rapport zwischen Ihnen Beiden nicht bestätigt hat.“

„Allerdings, in diesem einzelnen Falle nicht! In-

dessen genügt Ihnen nicht die Erklärung von dem störenden Einflusse der Anwesenheit entschieden ungläubiger Personen?"

„Ehrlich gestanden, nein! Wenn es sich um die Darlegung einer schon anerkannten und begründeten Thatsache gehandelt hätte, würde ich die von Wilhelminen gegebene und von Ihnen bestätigte Erklärung gern als Entschuldigung gelten lassen, aber da dies nicht der Fall ist, kann ich nur mein eigenes Urtheil und die nackte Thatsache als vollgültig annehmen."

„So vertrauen Sie nicht dem Zeugnisse so vieler Mesmerianer, unter denen Namen von unbestritten gutem Klange sind. Männer vom höchsten Ansehen in der Welt und Wissenschaft?"

„Es wird mir schwer, solche Zeugnisse von der Hand zu weisen, Kollege Goldener, aber bedenken Sie, daß in vielen ganz bekannten Fällen, in denen später unwidersprechlich ein Betrug oder eine Täuschung nachgewiesen ist, früherhin vor Entdeckung des Betruges Zeugnisse beigebracht wurden, welche gewiß ganz ehrenhaft und glaubwürdig erschienen!"

„Nu ja! das mag leider in einigen Fällen so

sein, welche von uns Mesmerianern am schmerzlichsten bedauert werden."

„Lassen Sie mich, Kollege, noch Eins aussprechen, und dann wollen wir dies Gespräch enden. Alle von Euch Anhängern Mesmers behaupteten Erscheinungen können unter zwei Klassen gebracht werden. Dies ist wenigstens meine, mir sehr nothwendig scheinende Eintheilung: Die erste Klasse begreift diejenigen Erscheinungen, welche gestützt auf persönliche, sorgfältig und wiederholentlich gemachte Beobachtungen und bekräftigt durch die glaubwürdigsten Zeugnisse, als möglich zugegeben werden können; in die zweite Klasse fallen jene, welche unter keinen Umständen als Naturerscheinungen angenommen werden können, also nach trivialer Redeweise rein unmöglich sind. Hierher gehören alle Fälle von sogenanntem Hellsehen, bei denen mir die gewöhnlichen Beweise der Wahrheit nicht genügen."

„So verlangen Sie" unterbrach mich Goldener mit etwas lebhafter Stimme, „ganz besondere und außerordentliche Beweise? Was für welche sollen das aber sein, wenn Ihnen die anerkanntesten Autoritäten von unbestechlicher Gewissenhaftigkeit nicht genügen?"

„Lieber Kollege!" erwiederte ich ruhig, die Hand auf den Arm des Erregten legend. „Die Erscheinungen des gewöhnlichen Somnambulismus, wie er auch in seltenen Fällen ohne alles Magnetisiren eintritt, in allerlei Krankheitszuständen, gebe ich vollständig zu. Mein Verstand sagt mir, daß es möglich ist, solche spontan vorkommenden Erscheinungen auch durch irgend welche Einflüsse von außen zu erregen, und daher würden mir hier, auch wenn meine eigene Erfahrung nicht dafür spräche, glaubwürdige Zeugnisse Anderer ausreichend sein. Anders steht aber die Sache mit dem sogenannten hellsehenden Somnambulismus, mit der behaupteten Gabe der Clairvoyanten, ihren eigenen Körper oder den anderer Menschen zu durchschauen, Blicke in die Zukunft zu thun, allerlei Dinge zu weißsagen, ohne die eigenen Sinneswerkzeuge zu sehen und zu schmecken, nie erlernte Sprache zu sprechen, versiegelte Briefe nicht mit den Augen sondern mit den Magen- oder Armnerven, die obenein ganz verschiedener Natur sind, zu lesen, und so weiter, alle diese völlig unmöglich scheinenden Angaben bedürfen ganz entschiedener Beweise, deren Kraft mit dem Außerordentlichen und Regelwidrigen der Sache,

die bewiesen werden soll, im Verhältniß stehen muß!"

„Gut, Fichtner! was verlangen Sie denn?"

„Zunächst Zeugnisse, welche über jeden Verdacht der Täuschung erhaben sind, und dann, daß die Behauptungen der einzelnen Magnetiseure unter sich übereinstimmend und überzeugend sind. Dies ist aber keineswegs der Fall.

„Bei näherer Prüfung verlieren die meisten Zeugnisse an Beweiskraft. Wo ein direkter Beweis versprochen wurde, und die Vorbereitungen zur Verhinderung jeder Täuschung, und jeden Betruges mit genügender Sorgfalt gemacht waren, mißlang jedesmal der beabsichtigte Versuch, welcher unwiderspreclich überzeugen sollte!"

„Ja! daran war eben immer die Anwesenheit von völlig Ungläubigen Schuld!"

„Oh weh, lieber Goldener! Steht es so um Ihre Sache? Könnt Ihr nur vor ohnehin an Eure angeblichen Wunder Glaubenden Eure Clairvoyanten ihre Künste machen lassen, das ist ein übles Zeichen! Eben so übel aber ist die Ungleichheit der behaupteten Resultate. Der eine Magnetiseur giebt eine gewisse Art des Hellsehens als constante Er=

fahrung an, ein Zweiter hat dergleichen nie gesehen, berichtet aber von stets wiederkehrenden anderen unglaublichen Erscheinungen. Ein Dritter läßt sich von jeder Hellseherin in seiner ärztlichen Praxis Rathschläge ertheilen, während ein Vierter den Geist seiner Patientin in die weiteste Ferne sendet, und sich nach deren persönlicher Anschauung von den Himmelskörpern allerlei Mährchen erzählen läßt. Aber nicht einmal zwei Clairvoyante sehen dieselben Dinge. — Auch widerspricht fast jeder Magnetiseur immer geradezu den Behauptungen der anderen."

„Das, nämlich diese Verschiedenheit der Erfolge rührt von dem Umstande her, daß verschiedene Beobachter nach verschiedenen Erscheinungen spähen!"

„Zugegeben, lieber Goldener, daß in dieser Erfahrung eine Wahrheit liegt, so möchte ich doch vermuthen, daß der Wunsch, Erscheinungen zu erspähen, mehr zur Aufregung der Phantasie, als zur Genauigkeit der Beobachtung beigetragen hat, und der Grund der Verschiedenheit der Resultate weniger in einer Verschiedenheit der beobachteten Gegenstände, als in der geistigen Subjectivität der Beobachter liegt. Aber gegenseitig überzeugen werden wir uns doch nicht, und ich möchte gern mit Ihnen

gut Freund bleiben, darum lassen Sie uns abbrechen!"

„Sie haben Recht!" entgegnete der Kollege seufzend — „doch den von Ihnen angezweifelten magnetischen Rapport will ich Ihnen morgen dennoch beweisen. Sie sollen mir bestimmen, was Wilhelmine morgen im magnetischen Schlafe träumen soll."

„Gut, auf morgen also!"

„Freilich, und Sie sollen mir's nicht eher sagen, als unmittelbar vor unserem Eintritte in das Krankenzimmer — Guten Appetit, Sie ungläubiger Thomas!" schloß er meine Hand schüttelnd, da unsere Wege auseinander führten.

Das langsame, aber schon mehrere Tage anhaltende Sinken des Barometers und der aus Südwesten nahende Wind verkündeten regnerisches Wetter, und am folgenden Tage hatte sich der wochenlang heiter gewesene Himmel in einförmiges Grau gekleidet. Das erste zwar nur kurz andauernde Gewitter dieses Jahres war in einen Landregen übergegangen. Zeitweis sehr heftige Windstöße erlaubten kaum das Aufspannen eines Regenschirmes. Die Fußgänger auf den Straßen warfen verdrossene und unwillige Blicke den Wagen nach, welche sie

im Vorbeifahren mit Koth und Wasser überspritzten. Mit unverkennbarer Verstimmung empfing mich Graf Harting, der bei jedem Umschlage der Witterung an Anwandlungen von Migräne zu leiden pflegte. Auf meine Frage nach seinem Befinden erwiderte Seine Excellenz murrend:

„Wie kann es Einem gut gehen bei so elendem Wetter! Man fröstelt, wenn man nur durch die Scheiben auf die Straßen blickt. Ich wäre heute im Stande, mich auch magnetisiren zu lassen, wenn ich wüßte, daß die Narrenspoſſe irgend etwas helfen könnte!"

„Excellenz scheinen in der That unwohl —"

„Da kömmt der Doctor!" unterbrach mich der Graf, und redete den Eintretenden mit der Frage an, ob er glaube, ihm bei seinem wüthenden Kopfschmerzen helfen zu können?

„Ich hoffe es; wenn Excellenz nur die Gnade haben wollen, Sich auf den Lehnstuhl hier nieder zu lassen oder auf das Sopha zu legen" Letzteres geschah, und Goldener fing sogleich an, seine geheimnißvollen Kreise zu ziehen. Ich lehnte ein stummer Zuschauer am Ofen. Der Graf schloß die

Augen, öffnete sie aber nach einigen Minuten wieder und sagte lachend:

„Es ist kaum glaublich, aber wahr! mein Kopfweh ist fast ganz verschwunden. Ist das nicht wunderbar?"

„Keineswegs, Excellenz!" unterbrach ihn der Magnetiseur mit überlegenem Lächeln.

„Aber ich kann versichern, daß ich gar nicht an die Möglichkeit einer derartigen Wirkung Ihres Hokuspokus geglaubt habe, und daß ich auch jetzt noch geneigt bin, das Beschwinden der Schmerzen für etwas Zufälliges zu halten."

„Hm! Sollten Excellenz nicht den wohlthuenden Einfluß schon nach der ersten Minute empfunden haben?"

„Oh! schon bei den ersten Strichen! und ich kann gar nicht beschreiben, wie außerordentlich wohl mir dieselben gethan haben. Ich habe Aehnliches nie erlebt, und nie für möglich gehalten. Jetzt glaube ich auch daran, daß zwischen Ihnen und Ihren Magnetisirten ein inniger Rapport besteht."

„Um auch den Kollegen Fichtner von diesem Zusammenhange zu überzeugen, habe ich ihm versprochen, die Komtesse Wilhelmine etwas Beliebiges

träumen zu lassen, was derselbe jetzt bestimmen soll. Also ich bite, Kollege Fichtner haben Sie die Güte."

Ehe ich das Wort nehmen konnte, sagte der Graf sich aufrichtend lebhaft:

„Lassen Sie doch meine Tochter träumen, daß sie beim schönsten Sonnenschein zum Erstenmale mit uns ausführe."

Goldener verbeugte sich und fragte, wer etwa noch von der Parthie sein sollte?

„Wilhelminens Liebling, meine Nichte Emma" bestimmte der Graf, sich erhebend.

Wir traten in das Krankenzimmer und fanden die Komtesse auf dem Sopha ausgestreckt, uns freundlich zunickend. Sogleich begann Goldener sie zu magnetisiren und nach wenigen Bewegungen seiner Hände, schloß die Kranke die Augen und fiel unzweifelhaft in festen Schlaf.

Wohl eine Viertelstunde lang setzte der Kollege seine Manipulationen fort, bis die ruhig Schlafende eine Bewegung machte und zu erwachen schien.

Goldener öffnete in gewohnter Weise ihre Augen, und fragte, wie sie geschlafen habe?

„Oh, köstlich! — Ich habe auch sehr schön geträumt.“

„Geträumt? — Von was denn?“

„Als ich vor dem Einschlafen den Regen an die Fenster schlagen und diese von den Stößen des Sturmwindes erzittern hörte, mag wohl die Sehnsucht nach dem nahen Frühlinge in mir recht erwacht sein, und vielleicht haben meine Gedanken mir unbewußt sich mit dieser schönen Zeit beschäftigt, und die mich unklar umschwebenden Bilder hat der freundliche Traum deutlicher ausgemalt.“

„Erinnern Sie Sich noch des Traumes?“

„O wohl! Ich fuhr mit meinem theuren Vater aus. Mir gegenüber saß Emma, deren Hand ich in der meinen hielt. Im hellsten Sonnenlichte glänzten die blumenreichen Wiesen durch die unser Weg führte. Ueber uns schwebten die Lerchen, die Boten des Lenzes, und mit den Klängen ihrer Jubellieder, mit der entzückenden Frühlingsluft zugleich durchzog mein Herz das wonnige Gefühl der völligen Genesung! Ach! lieber Doctor! bald werde ich das unaussprechliche Glück in Wirklichkeit genießen, und Ihrer treuen Sorgfalt werde ich es zu verdanken haben!“

Wilhelmine streckte bei diesen Worten mit strahlenden Blicken ihre Hand nach ihrem Helfer aus, der sie freundlich drückte und einen fragenden Blick auf den Grafen und mich warf, ob er seine heutige Aufgabe gelöst habe?

Graf Harting nickte ihm mit thränenfeuchten Augen zu, und legte die Hand an seine Stirn. Als ich aber fragte, ob Excellenz noch von Kopfschmerzen gequält werde? entgegnete er lächelnd, daß Goldener sie ja vorhin schon weggezaubert hätte.

Daß Gedanken besonderer Art in dem Grafen aufgestiegen sein mochten, errieth ich an einem der nächsten Tage, als er ein Zeitungsblatt, welches die Verlobungsanzeige eines Arztes enthielt, in der Hand, mich fragte, ob es sich nicht meistens so füge, daß Aerzte die Liebe ihrer späteren Frauen an deren Krankenlager erworben hätten? —

„Zuweilen mag das vorkommen, Excellenz, aber in der Mehrzahl der Fälle nicht. Mir zum Beispiel, ist das nicht begegnet, auch keinem meiner näheren Bekannten. Die meisten Ehen junger Aerzte sind, wie es überhaupt im Leben zugeht, die Früchte von Ballbekanntschaften, manchmal ist es auch eine erste Jugendliebe die zum Ehebunde führte. So ist

die Frau des Kollegen Goldener, wie er mir erzählte, die Tochter eines reichen Bankier, der den armen Waisenknaben hat erziehen lassen.

„Der Herr Doctor Goldener ist verheirathet?“ fragte der Graf langsam und wie abwesend mit seinen Gedanken.

„Gewiß, Excellenz! sonst hätten wir ihn nicht zum Magnetiseur einer jungen Dame gewählt.“

Fragend sah der Graf auf, weshalb ich meine Worte durch den Hinweis auf die Erregbarkeit junger, für den Magnetismus empfänglicher Kranken dieser Art erklärte. In kurzen Andeutungen führte ich an, daß leider an jungen und alten Leuten gar vielerlei Mißbrauch mit dem Magnetisiren getrieben worden sei, und derselbe zum Deckmantel von allerlei Treiben gebraucht wurde, das besser verhüllt bleibt.

Erstaunt fragte der Graf:

„Und diese so traurige Sache ist Ihnen lächerlich, Doctor Fichtner?“

„O nein, Excellenz! Wenn ein Lächeln so eben mein Gesicht überflog, so gilt dies einer anderen Erinnerung an ein Ereigniß, das uns jahrelang ergötzt hat.“

„Diese so komische Geschichte können Sie nicht mittheilen?“

„Doch! Nur wollen mir Excellenz gestatten, die Namen zu verschweigen. Als Napoleon unser Vaterland seinem Regimente unterwarf, befand sich in der Hauptbildungsanstalt für Militairärzte ein junger Mann, der wie andere seiner Kameraden gezwungen wurde, als Militairchirurg in die französische Armee einzutreten. Wir wollen ihn Arthur nennen. Zu seiner weiteren Ausbildung sandte die französische Regierung den vielversprechenden talentvollen Jüngling auf Reisen. So kam er auch nach Aegypten und besuchte das Innere des Landes, und auch die berühmte Pyramidengruppe von Gizé in der Nähe des alten Memphis.

„An einer derselben, ich meine es ist die sogenannte Pyramide des Cheops, hatte Napoleon bei seinem Feldzuge in Aegypten in riesigen Buchstaben nah dem Gipfel seinen Namen: Bonaparte, anmalen lassen. Der Anblick reizte unsern jungen Uebermuth, dem Beispiele zu folgen, und die erstaunten Wanderer der Wüste sahen eines schönen Tages neben dem Namen des Feldherrn in gothischen Schriftzügen auch den Arthurs. Diese Laune hatte zunächst für

Arthur das Unangenehme, ihm den bleibenden Spitznamen: Der Mann von Kairo! zu erwerben. Fünfundzwanzig Jahre später, als Arthur schon ein hochgestellter Militairarzt unserer Armee geworden war, behandelte er die Tochter eines verstorbenen Generals an allerlei Nervenübeln. Nachdem er Mancherlei ohne wesentlichen Erfolg versucht hatte, gerieth er auf den unseligen Einfall, die junge Schöne zu magnetisiren, obgleich er dies nie geübt hatte. Es geschah. Die Kranke wurde angeblich hellsehend und der Mann von Kairo mußte von Freunden und Kollegen viele Neckereien erdulden. Eines Abends erzählte er von seiner Kranken kommend in einer befreundeten Familie: Heute sei der letzte Zweifel an die Wunder des Magnetismus gewichen!

„Denn denken Sie, als ich das Fräulein in magnetischen Schlaf versetzt hatte, begann sie, wie gewöhnlich, zu reden, und schilderte ein fremdes Land, den brennenden Sand der Wüste, Kameele, Araber rc., die zum Himmel ragenden Pyramiden, und fuhr fort: Aber was seh ich? was steht da geschrieben? Ha! Bonaparte! Arthur! — Ist das nicht wunderbar?“

„Ein Lächeln des Unglaubens mag wohl in den Mienen der Zuhörer gestanden haben, und wurde zu lautem Gelächter, als die Frau vom Hause ruhig das Wort nahm und zur Erklärung des Wunders erzählte, daß sie heute die Mutter des Fräuleins besucht habe. Natürlich hätten sie auch von Arthur gesprochen, und sie habe nicht blos den Beinamen: Mann von Kairo! erwähnt, sondern auf die Frage der Generalin auch den Grund seiner Entstehung mitgetheilt.

„Sehr verstimmt verließ Arthur die Gesellschaft, da er einmal gläubig geworden war — und den Grad seines Glaubens und Vertrauens bekundete bald die Publikation seiner wenige Wochen später stattgehabten Verlobung mit dem von allen hysterischen und sonstigen Nervenleiden genesenden Fräulein. —"

„Ist die Ehe Beider denn nicht glücklich gewesen?" fragte die Gräfin, welche zugegen war.

„Ich glaube kaum!" war meine ernste Antwort. „Arthur war nicht mehr jung, ein verwöhnter Garçon, und überdies hatte er das Unglück, seine immer etwas stark exaltirte Gattin einer Irrenanstalt übergeben zu müssen, wo sie, so viel ich weiß, geendet hat."

„Es ist also beim Magnetisiren nicht blos Gefahr für die Patienten, sondern auch für den Arzt?" fragte der Graf, und fügte seinen Dank hinzu, daß wir einen bejahrteren Magnetiseur von ernstem und verbürgtem Charakter ausgesucht.

Wieder waren Wochen vergangen. Der Frühling hatte seinen Einzug in das Land gehalten und das Fest der Auferstehung des Herrn war nahe gekommen.

Wilhelmine hatte den Wunsch geäußert, am ersten Ostertage ausgehen und zu allernächst die Kirche besuchen zu dürfen. Mir fiel wohl ein, daß sie im hellsehenden Zustande den Ostermontag als den Tag des ersten Ausganges bezeichnet hatte, doch hütete ich mich, dieses Umstandes zu erwähnen. Ob er von anderen zur Sprache gebracht ist, weiß ich nicht, in meinem Beisein war nie die Rede davon und noch am Tage vor dem Osterfeste sprach Wilhelmine mit Entzücken von dem morgigen Besuch der Kirche.

Aus einer zufälligen Aeußerung des Grafen erfuhr ich, daß seine Schwester mit ihrer Tochter Emma verreist sei. Gespannt sah ich dem folgenden Tage entgegen, und hatte beschlossen, wenn irgend

möglich, die Kirche zu besuchen. Eine Stunde vor Beginn des Gottesdienstes hatte ich schon die nöthigsten Krankenvisiten gemacht, und fuhr bei dem Hotel des Grafen Harting vor.

Zu meiner Ueberraschung erfuhr ich hier, daß Cousine Emma plötzlich unerwartet eingetroffen sei, und gleichwohl heute der Besuch der Kirche und überhaupt der Ausgang unterbleiben müsse.

Bei dem unerwarteten Eintritte des Fräulein Emma war Wilhelmine vom Frühstückstische aufgesprungen, um der geliebten Cousine entgegenzueilen, war aber auf dem glatten Fußboden des Salons ausgeglitten, da hier kein Teppich den Boden bedeckte, wie im Zimmer der jungen Gräfin. Obwohl der Unfall keine irgend nennenswerthen Folgen hatte, so war durch die Ueberraschung und den Schrecken doch eine Aufregung erregt und die Genesene selber hatte für heute auf den Ausgang verzichtet.

Derselbe fand nun, ihrer Vorhersagung gemäß, am folgenden Tage, dem Ostermontage statt. Wilhelmine besuchte am Arme des Vaters, die geliebte Emma zur Seite, die Kirche, um an heiliger Stätte den Dank für ihre wunderbare Genesung darzubringen.

Fast täglich machte sie nun kleinere Promenaden oder fuhr bei ungünstigerem Wetter spazieren. Regelmäßig wurde sie noch alltäglich zur Mittagszeit durch Magnetisiren in Schlaf versenkt.

In dieser Zeit besuchte ich nur selten noch das gräfliche Haus, und erfuhr gegen Pfingsten von Goldener, daß seine Patientin ganz gesund und blühend eine kleine Reise auf das Land angetreten hatte, um daselbst mehrere Wochen lang zu verweilen und sich vollständig nach dem langen Krankenlager zu erholen.

Der Geheimerath Bernstein blieb nach wie vor der Hausarzt des Grafen, und als ein früher, plötzlicher Tod des Geheimeraths diese Stelle erledigte, wurde dieselbe nicht dem Doctor Goldener, sondern auf ausdrücklichen Wunsch der Komtesse Wilhelmine mir übertragen.

Vielleicht scheute sich das junge Mädchen, mit ihrem Retter in öftere Berührung zu kommen, und wieder in eine Abhängigkeit zu gerathen, die für ihr jungfräuliches Gemüth beängstigend sein mochte, unleugbar aber bestanden hatte. Den letzten Beweis für diesen wahrscheinlich noch lange fortbestehenden Rapport gab mir eine Mittheilung, welche ich so-

wohl von dem Grafen, als auch von der Frau des Kollegen Goldener erhielt.

Nach zweimonatlicher Abwesenheit, in der nur einmal zwischen der Gräfin Wilhelmine und ihrem Magnetiseur ein Brief gewechselt war, hatte die neuerblühte junge Dame den Wunsch geäußert, mit dem Vater den Doctor Goldener zu besuchen und ihm jetzt, als vollständig Genesene, ihren Dank zu bringen.

Vater und Tochter hatten Goldener nicht zu Hause gefunden, und waren von dessen Gattin in sein Arbeitszimmer geführt worden, das Wilhelmine zu sehen wünschte, um selbst den besten Platz für ein sinniges Geschenk zu wählen, das sie mitgebracht hatte. Aufgefordert, auf dem Sopha Platz zu nehmen, hatte die junge Gräfin es vorgezogen, sich in den Lehnstuhl des Doctors vor seinem Arbeitstische zu setzen. Der Graf wählte den Platz auf dem Sopha an der Seite der recht angenehmen Frau. Kaum waren diese in eine lebhafte Unterhaltung gerathen, als sie zu beiderseitiger Ueberraschung bemerkten, daß Komtesse Wilhelmine in einen festen Schlaf gesunken war. Das laute Gespräch der im Zimmer Anwesenden, und der wiederholte Eintritt

eines Dieners störte sie nicht im Mindesten und als nach einer Stunde Goldener heimkehrte, mußte er, wie früherhin so oft, die Schlafende erst erwecken.

Lächelnd hörte er die Bitte der Erröthenden um Entschuldigung ihres ungezogenen Benehmens und die Versicherung, daß sie nicht anders gekonnt habe, und entließ nach kurzer Prüfung die vor Monaten von uns anderen Aerzten aufgegebene Patientin nun als völlig genesen.

Jahre lang hat die Magnetisirte sich noch einer blühenden Gesundheit erfreut. Wie sie später hin, nach dem Tode ihres Vaters, wieder der Gegenstand ärztlicher Sorge und Behandlung wurde, muß ich einer späteren Mittheilung vorbehalten.

Zweites Kapitel.

Im Petersburger Keller.

(Nachwort zur magnetischen Kur.)

„He! Lieber Doctor Fichtner!" rief eine fröhliche Stimme, als ich den eleganten Petersburger Keller durchschritt, um die kranke Frau des Besitzers zu besuchen. „Oh, bitte Doctor! kommen Sie zu uns!"

Ich blickte auf und sah in einem offenen Nebenzimmer den mir wohl bekannten General von Lynker und den Grafen Harting von Hartingsfelde sitzen.

Letzterer wiederholte seine Aufforderung mit den Worten: „Helfen Sie mir doch diesen höchst ungläubigen Menschen zu bekehren, und nebenbei stehen Sie uns in der Vertilgung dieses Berges von Austern bei!"

Lächelnd ließ ich mich am Tische nieder und

nachdem der Kellner mir eiligst einen schön geschliffenen Kristallbecher präsentirt hatte, füllte Graf Harting denselben mit Champagner und sagte entrüstet:

„Denken Sie nur Doctor, der General von Lynker glaubt nicht an die Wunder des Magnetismus! —“

„Das darf man wohl dem Herrn General nicht übelnehmen, Excellenz!“

„Uebelnehmen? nein! doch schwer zu beklagen ist Lynker, daß er unsre Kranke nicht gesehen hat! — Ich glaube jetzt allerdings Alles, was mir vom Magnetismus erzählt wird!“

„Und der Herr General wahrscheinlich nichts?“ fragte ich lächelnd.

Der alte Held schlug an die mit Orden bedeckte tapfere Brust, und sagte in Ton und Miene einen bekannten Officier nachahmend: „Straf mir Gott! Ich glaube nicht die Bohne! Versteh'n Sie mir?“

Wir mußten Beide lachen, doch Graf Harting sah ein wenig gekränkt aus durch den Unglauben seines Freundes.

„Gerade so ist es in der Gesellschaft überhaupt,“ nahm ich das Wort — „Bei allen Laien

ist es so. Schroff stehen zwei Partheien sich gegenüber. Der Herr General vertreten die Skeptiker, die vollständig Alles, was nur Magnetismus heißt, abläugnen, und Excellenz stellen die Strenggläubigen dar. Es fehlt Ihnen eigentlich nur eine gehörige Färbung von Mysticismus und Wunderglauben überhaupt. —"

„Und Sie Herr Doctor?" fragte lächelnd der General.

„Ich, Herr General? ich vertrete den ärztlichen Stand, die Männer der Wissenschaft."

„Schön!" sagte der General sich behaglich in seinem Sessel wiegend. „Schön! was sagt denn die Wissenschaft? Ich meine, auch von Aerzten sehr verschiedene Ansichten gehört zu haben!"

„Allerdings! Auch eine nicht geringe Anzahl sogenannter Aerzte schwärmt noch heutigen Tages für die Richtigkeit der von den Magnetiseurs erzählten Thatsachen. Andere halten Alles blos für Gaukelspiel und Schwindelei. Beide aber pflegen die Sache selber keiner unbefangenen Prüfung unterworfen zu haben. Manchem fehlt vielleicht auch die Gabe, logisch zu denken und richtige Schlüsse

zu bilden. Bei Einigen wirken andere Ursachen und besondere Umstände.

„Allein die angeblich so räthselhafte Sache ist vor dem kühleren Urtheile wirklich Sachverständiger so ziemlich klar. Wenige vollständige Skeptiker ausgenommen sind die wahrhaft Urtheilsfähigen wohl darüber einig, daß die Lehre von dem sogenannten thierischen Magnetismus, obgleich sie mit Irrthümern überladen ist, doch eher eine schlecht erkannte Wahrheit, als eine absolute Erdichtung ist."

„So wäre etwas Wahres an der Sache?" fragte der General ungläubig. — „Ganz gewiß! Im Allgemeinen lassen die Erscheinungen des Mesmerismus sich in zwei Klassen theilen! Die eine Klasse umfaßt Erscheinungen, die mit den bekannten Naturgesetzen in gar keinem Widerspruche stehen, während zu der zweiten Klasse alle die Zustände gerechnet werden müssen, welche dem Anscheine nach, und nach dem allgemeinen Urtheile aller Menschen und aller Zeiten geradezu unmöglich sind."

„Das ist verständlich, doch zu allgemein!" entgegnete der General.

„Halten wir uns denn an die Eintheilung der Mesmerianer selbst," docirte ich weiter. „Diese

Herren bezeichnen als einfache Erscheinungen: Schlaf, Staarsucht, vorübergehende Fühllosigkeit, Krämpfe, Convulsionen, und Muskellähmungen, die erfahrungsmäßig häufig von selbst vorkommen, bei denen es aber in hohem Grade wahrscheinlich ist, daß sie bei manchen Individuen durch magnetische Manipulationen hervorgerufen werden können."

„Das Auftreten dieser Zustände ist also doch Folge, nothwendige Folge des Magnetisirens," triumphirte Graf Harting.

„Nicht ganz, Excellenz! und ich bitte um Erlaubniß auf diesen Punkt späterhin zurückkommen zu dürfen. Für jetzt wollen wir den Zusammenhang nicht verlieren. Die höhere; entwickeltere Klasse begreift die Erscheinungen des Somnambulismus oder das Schlafwachen."

„Kömmt dieser Zustand ohne Magnetisiren vor?" examinirte der General.

„Allerdings, es ist die spontane Entwickelung desselben durch alle Zeiten ganz verbürgt."

„Und wie äußert er sich?" fragte der General, der mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte.

„Als ein Zustand, in welchem einige Sinne und Thätigkeiten unterdrückt oder gänzlich aufgehoben

sind, während andere mit ungewohnter Schärfe vorwalten; ein Zustand, in dem das Individuum im Schlafe befangen ist, und doch lebhaft empfindet, und Handlungen ausführt. Obwohl der Kranke ganz unläugbar schläft, muß er als wachend betrachtet werden in Bezug auf Gegenstände, auf die gerade seine Aufmerksamkeit gerichtet ist, während er im tiefsten Schlafe scheint in Bezug auf Sachen, die ihm zur Zeit indifferent sind."

„Aha!" unterbrach mich der General. „Hierher gehören die Nachtwandler!"

„Ganz recht!"

„Und die haben nachher niemals eine Erinnerung dessen, was sie gethan?"

„Meistens nicht, Herr General! Gewöhnlich kömmt ihnen aber diese in dem nächsten Anfalle. Und ich halte es für möglich, daß solche Zustände durch sogenanntes Magnetisiren hervorgerufen werden können! Wenigstens ist die Unmöglichkeit nicht bewiesen. Und auch die spontane Entstehung dieser Zustände können wir nicht erklären. — Aber alle diese Erscheinungen, auch wenn sie durch Magnetisiren hervorgerufen werden, gehen nicht über die Gränzen des Bekannten und Bewiesenen, und wi-

versprechen nicht schon längst gemachten Erfahrungen."

Hier machte ich eine Pause, um ein Glas Wein zu leeren, und der General flüsterte ein drängendes: „Weiter!"

„Ja, weiter, Herr General! wir befinden uns hier an der Gränze des Möglichen!"

„Aha! nun kommt's!" schob Excellenz von Harting ein.

Ich verbeugte mich lächelnd und fuhr fort:

„Die Mesmerianer erzählen nun von der Erscheinung des sogenannten Hellsehens, worunter die Entwickelung von eigenthümlichen Fähigkeiten und Eigenschaften verstanden wird, die in den höchsten Graden des Somnambulismus stattfinden soll!"

„Aha!" wiederholte der Graf, sah mich aber fast entsetzt an, als ich lächelnd fortfuhr:

„Diese Erscheinungen nun, daß der hellsehende Somnambule Wissenschaft von jedem nur denkbarem Gegenstande haben soll, der ihm im wachen Zustande gänzlich unbekannt ist, daß er weder eigene noch fremde Augen braucht, um zu wissen, was in seiner Nähe oder in der Entfernung vorgeht, daß er Vergangenheit und Zukunft weiß, seine eigenen

und fremde Krankheiten erkennt und mit Erfolg behandelt, kurz! daß er Alles weiß und Alles kennt, das, meine Herren ist unmöglich und unsinnig, und in keinem einzigen Falle bewiesen, wenn kühle, ruhige Prüfung statt fand."

Der General ließ ein kurzes, spöttisches Lachen hören und warf mitleidige Blicke auf den Grafen, der mir offenbar ins Wort fallen wollte, weshalb ich ihn bat, noch eine kurze Geduld zu haben, da ich gleich fertig sei.

„Ich will nur Eins von allen diesen unglaublichen Dingen hervorheben. Im Jahre 1837 beschloß die französische Akademie eine Prüfung anzustellen, über das Vermögen Somnambuler ohne die Augen sehen zu können, und ein Mitglied der Akademie, Burdin, setzte einen Preis aus von 3000 Francs für dasjenige Individuum, das im Stande sei, durch einen undurchsichtigen Gegenstand zu lesen. Zeugnisse, daß dies geschehen sei, kamen von allen Seiten, auch verschiedene Bewerber wurden der mit der Prüfung beauftragten Commission vorgestellt. Wenn man aber zu Versuchen schritt, so verunglückten alle, ohne Ausnahme, und der bei einem Notare deponirte Preis wurde nach drei Jahren zurückgezogen!"

Der General lächelte vor sich hin und der Graf schwieg betreten still, daher fuhr ich fort:

„Auch alle anderen Fälle, die einer genauen Prüfung unterworfen wurden, hatten ein unglückliches Ende. Wenn solche Vorbereitungen getroffen wurden, die einen Betrug unmöglich machten, so mißglückten immer die Experimente.“

„Ja! vielleicht in Frankreich,“ sagte der Graf auffahrend, „aber denken Sie an England! — Ihnen sind doch ohne Zweifel die Erfolge des weltberühmten Alexis und eines Clairvoyanten Namens Jack bekannt?“

„Gewiß, Excellenz! und eben dachte ich an diese. Beide sind ganz einfach Betrüger!“

„Betrüger? Doctor!“

„Ja, Excellenz! Betrüger! Wenn Sie es intressirt, werde ich Ihnen aus englischen medicinischen Blättern die Beweise vorlegen. Ich muß auch behaupten, daß überall, wo die Beobachter sich gegen List, Täuschung und Betrug sicher stellten, das verheißene Experiment ganz resultatlos blieb.“

„Sind denn, fragte der General, „alle Somnambulen Betrüger?“

„Das will ich so geradezu nicht behaupten, Herr

General! aber sie alle sind hysterische Personen. Die Mesmerianer selber sagen offen, daß die magnetischen Somnambulen immer eitel und begierig sind, Aufsehen zu erregen. Ferner ist nicht zu bezweifeln, daß sowohl bei spontanen, als bei künstlich erregten Fällen von Hysterie und Somnambulismus eine schlaue Vergrößerung des Zustandes, ein moralisches Symptom der Krankheit ist. Wo also immer bei hysterischen Personen sich wunderbare Erscheinungen entwickeln, darf der Verdacht des Betruges nie außer Acht gelassen werden."

„Gelten Ihnen denn die vielen tausend unverdächtigen Zeugnisse gar nichts?" fragte der Graf kleinlaut.

„Ich kann eben nur sagen" entgegnete ich achselzuckend, „daß sich bei genauer Untersuchung solcher Zeugnisse unwidersprechlich herausgestellt hat, daß nicht alle Maßregeln getroffen waren, um List oder Täuschungen ganz unmöglich machen, und daß auch alle jene Fälle, die sich später als handgreiflicher Betrug erwiesen, vorher durch hunderte von Zeugnissen bescheinigt waren."

„So sind alle Mesmerianer auch Betrüger?" fragte lachend der General. — „Das wäre zu hart! allein fast immer unterlassen dieselben, sich selbst

durch Anwendung sicherer Maßregeln gegen Betrug zu schützen. Ja! von Vielen möchte man meinen, sie wollten betrogen werden! und manchmal auch, die Herren suchten das Betrügen zu erleichtern. In vielen Büchern wird behauptet, daß die Clairvoyanten mit der Magengrube lesen könnten, wenn es aber eine Prüfung gilt, übergeben die Magnetiseure ihnen niemals versiegelte Briefe, sondern verbieten dies gradezu und lassen ihre Hellsehenden nur aus zugemachten, höchstens mit einer Schnur umwickelten Büchern lesen. Aber wie gesagt, bei gehöriger Vorsicht ist nie ein solcher Versuch gelungen."

„Wie steht es denn aber mit dem Erkennen von Krankheitszuständen?" fragte der General.

„Oh! alle diese sogenannten Anschauungen gränzen hart an baaren Unsinn. So das Sprechen fremder Sprachen, das Verordnen von Arzneien, die Berichte über die socialen und physischen Zustände in der Sonne oder im Monde! — Es giebt allerdings eine annährungsweise ähnliche Erscheinung des Seelenlebens, das sogenannten Auftauchen längst vergessener Ereignisse. Bekannt z. B. ist der von dem größten englischen Seelenarzt erzählte Fall. Ein Kassier in Glasgow stand einst am Zahltische, als

ein junger Mann, der lebhaft stotterte, sich vor den anderen Personen vordrängte und eine Anweisung von sechs Pfunden präsentirte. Der Kassier bedeutete ihn zu warten, bis an ihn die Reihe käme. Der Stotterer wurde aber ungeduldig und machte solchen Lärm, daß die Anwesenden baten, ihn doch außer der Reihe zu befriedigen, und der zufällig eintretende Bankier rieth auch dazu. Es geschah — und der Kassier vergaß die ganze Sache. Nach drei Vierteljahren, beim Jahresschlusse konnte die Bilanz nicht hergestellt werden. Es fehlten sechs Pfund. Mehrere Tage und Nächte hatte der Kassier vergebens einem etwaigen Rechnungsfehler in den Büchern nachgespürt. Da träumte er eines Nachts den ganzen Vorfall mit jenem Stotterer, und den sechs Pfunden. Am andern Morgen sah er in den Büchern nach. Und siehe da! Er hatte im Frühjahre nach dem Vorfalle vergessen, jene verausgabten sechs Pfund zu buchen."

„Das ist merkwürdig!" murmelte der Graf.

„Ja! aber Aehnliches kommt öfters vor" bestätigte der General. „Es ist mir selber oft begegnet, daß ich einen Namen ganz vergessen hatte, z. B. den meines er-

sten Burschen: Skrbrowsky! und plötzlich nach Jahren fällt er mir wieder ein!"

„Nun ja, Herr General! das wiederholt sich auch bei Somnambulen. Was sie aber nie gewußt und nie gelernt haben, das können sie auch nicht wiedersagen."

„Aber die Weissagungen, Doctor?" fragte der Graf.

„Dies Vorhersagen von Ereignissen, welche die Somnambulen selbst betreffen —"

„Richtig!" unterbrach mich der Graf lebendig — „Zum Beispiel den Eintritt von Krampfanfällen bei meiner Tochter?"

„Das ist nichts weiter, Excellenz!" vollendete ich meinen Satz, „als ein vorläufiges Anordnen."

„Aber das Zerspringen eines Glases und der Schrecken?"

„Ich enthalte mich des Urtheils Excellenz," sagte ich mit Achselzucken, „und erinnere nur daran, daß Komtesse Wilhelmine ein Arzneiglas in den Ofen setzen und dann einheizen ließ. — Für einen Zweifler wäre das Anlaß genug —"

„Herr Doctor!" sagte Harting erregt, „wollen

Sie die Wahrhaftigkeit meines Kindes anzweifeln?"

„Nicht im Entferntesten, Herr Graf! — doch die Komtesse war krank, und ich bemerke nur, daß ein Zweifler Manches, das uns überzeugend schien, mit kritischem Blicke ganz anders beurtheilen könnte."

„Aber der innige Rapport mit den Magnetiseur?"

„Ich wollte eben Excellenz! von diesen Erscheinungen sprechen. Als Beweis eines geheimnißvollen Zusammenhanges zwischen dem Magnetiseur und dem Kranken führt man oft die innige Zuneigung der Somnambulen zu ihrem Magnetiseur und den Personen an, mit denen sie in Rapport gesetzt sind, während Alles andere ihnen gleichgültig ist, und ihre Aufmerksamkeit nicht im Geringsten in Anspruch nimmt. Das ist aber nur die bei Schlafwandlern ganz bekannte Erscheinung, daß diese wach sind in Bezug auf Dinge, die gerade ihre Aufmerksamkeit fesseln, gegen alles Andere aber völlig gleichgültig. Aber auch im gewöhnlichen Leben wiederholt sich das. Wenn ich z. B. oft todtmüde heim komme, spät Abends oder in der Nacht — und kaum zu Bett gegangen in festen

Schlaf sinke, vermag das heftigste Gewitter, das stärkste Rollen des Donners mich nicht zu wecken, aber bei dem leisesten Klingeln meiner Nachtglocke bin ich augenblicklich munter."

„Wie oft hat meine Tochter von zwei Gläsern Wasser ohne Zögern das erkannt, welches magnetisirt war?"

„Und wie oft hat sie sich getäuscht. Erinnern sich Excellenz des Tages, an dem der Magnetiseur behauptete, die Kranke habe einerlei Geschmacksempfindung mit ihm — und des Versuch's mit dem Chinin?"

Der Graf schwieg mit finstrem Stirnerunzeln. Unbefangen aber sprach ich weiter:

„Erinnern sich auch Excellenz, wie während der Kollege verreist war, es genügte, um die Kranke in Schlaf zu versetzen, daß ich ein von Jenem magnetisirtes Blatt Papier?" —

„Ja, ja! ich weiß, und auch, daß ein nicht magnetisirtes Blatt dieselbe Wirkung hatte — warum? wie kam das, Doctor?"

„Einfach, weil die Phantasie der Kranken erregt war, und sie glaubte, das Papier sei magnetisirt! — Aehnlich ist es mit manchen Sympa-

thien, sogenannten sympathetischen Kuren, z. B. mit dem Verschreiben des Fiebers. Manche Leute treiben dies handwerksmäßig, und es hilft sehr oft — Es ist aber bekannt und verbürgt, daß zuweilen einem solchen Hexenmeister hat der Auftrag ertheilt werden sollen, Jemanden durch seine Kunst zu heilen. Die Bestellung ist vergessen worden, aber demungeachtet ist das Fieber ausgeblieben."

„Das paßt doch nicht genau, lieber Fichtner" wandte der Graf Harting ein, „denn zum Hervorbringen der Erscheinungen des Mesmerismus gehören doch immer die magnetischen Manipulationen und die Fixirung der Willenskraft des Magnetiseurs!"

„Keineswegs! Herr Graf! Ein Mr. Brand in Manchester behauptet in seinem Werke über den Nervenschlaf, daß er alle die eigenthümlichen Erscheinungen des Mesmerismus viel schneller, gleichförmiger, und sicherer als durch Manipulationen durch sein Verfahren, das er Einschläfern nennt, erzeuge. — Er hält zu diesem Zwecke blos einen mäßig glänzenden Gegenstand in einer Entfernung von 8 bis 15 Zollen etwas hoch vor den Augen des Kranken, der diesen Gegenstand unverwandt

fixiren muß, und der Erfolg soll fast niemals ausbleiben. Oder er bindet einen Korkstöpsel auf die Stirne der zu Magnetisirenden, nach dem sie starren müssen. Andere bewirken Schlaf durch langsames Bestreichen der Stirne mit einer weichen Bürste."

„Ich will es nur gestehen" fiel der General ein. „Ich habe auch einmal magnetisirt, aber nur ein einziges Mal. Als ich noch Hauptmann war, befand ich mich eines Abends in einer Gesellschaft mit einer jungen Dame, die wie man sagte, für den Mesmerismus in hohem Grade empfindlich war. Ein junger Arzt, der zugegen war, sollte sie magnetisiren, weigerte sich aber. Da erbot ich mich. Ich hatte freilich nur dann und wann vom Magnetisiren gehört, und wußte nicht wohl, wie man es machen müsse. Ich drückte auf gut Glück meine Daumen gegen die der Dame und fixirte mit aller Willenskraft meine Augen auf ihre träumerisch zu mir erhobenen, und siehe da! Nach wenigen Minuten schlief sie ein. Als sie nach längerer Zeit erwachte, gingen wir zum Souper und nach dessen Beendigung wurde ich aufgefordert, die Schöne noch einmal zu magnetisiren. Schon etwas dreister gleich dazu bereit, bat ich die Dame, ruhig auf

ihrem Stuhle sitzen zu bleiben und ihre Augen und Gedanken auf irgend einen beliebigen Gegenstand zu fixiren, nur dürfte sie an nichts im Hause oder in der Gesellschaft Befindliches denken. Ich selbst trat mit dem Vorgeben, eine ganz neue Art von Magnetisiren versuchen zu wollen, mehrere Schritte hinter ihren Stuhl, nachdem ich noch gebeten, den Versuch nicht durch Umdrehen zu stören. Leise setzte ich mich nieder, nahm ein Buch und las darin. Nach etwa fünf Minuten entnahm ich aus den Gesichtszügen der Umstehenden, daß das Fräulein von Neuem im magnetischen Zustand sei. Der Vorgang, so erzählten die Anderen später, war ganz derselbe wie vor Tische bei dem Magnetisiren durch die Daumen. Und als das Fräulein aus dem Schlaf erwachte, erklärte sie deutlich die Strömung gefühlt zu haben, die durch die Striche über ihren Rücken hervorgebracht worden sei! — Am anderen Tage wird ihr wohl meine neue Art zu magnetisiren, mitgetheilt worden sein. Wenigstens war aller Rapport zwischen uns vorbei, und sie strafte mich mit stiller Verachtung."

„Was Dir wahrscheinlich gerade recht war?" fragte die Excellenz.

Der General nickte lächelnd, und forderte mich auf, in kurzen Worten nun mein Endurtheil über den Magnetismns zu geben, auch Graf Harting, welcher seinen guten Humor während der Erzählung seines Freundes wiedergefunden hatte, meinte lachend: „demgemäß scheint man also sagen zu dürfen, daß die Wirkung der Phantasie und das Isoliren der Sinne somnambule Züstände zu erregen vermag und vielleicht die Hauptsache ist! Nicht so?"

„Unzweifelhaft, Excellenz! — Und wenn man auch die Wahrheit vieler Erscheinungen des Mesmerismus zugeben kann, so muß man doch die Annahme des thierischen Magnetismus entschieden als ganz ungegründet verwerfen. Die Art und Weise seiner Anwendung ist so ungleich, die von den einzelnen Magnetiseurs von Fach angeführten Erfolge so unter sich widersprechend, daß eine auf alle Fälle passende Erklärung gar nicht gegeben werden kann.

„Kein einziger Fall macht auch die Annahme einer eigenthümlichen Kraft nothwendig, die Sinneseindrücke genügen zur Erklärung aller bewiesener Maßen in der Sphäre des Nervenlebens bei den Magnetisirten auftretenden Erscheinungen."

„Wie steht es denn aber um die durch Magnetismus oder Mesmerismus erzielten Heilungen?“ fragte lächelnd der Graf.

„Meine Ansicht ist, Excellenz, daß gewisse chronische Krankheitsformen allerdings leichter heilen unter einer sanften, ungewohnten Erregung der Phantasie, daß aber unter der unzähligen Menge hierher gehörender Beobachtungen auch nicht ein Fall ist, der von Wichtigkeit wäre.

„Das Reelle aber das an der Sache ist, abgesehen von allen Täuschungen und Betrügereien, besteht in eigenthümlichen Erscheinungen des gestörten Nervenlebens, welche, wenn sie spontan entstanden sind, unter den etwas unbestimmten Namen Hysterie und Somnambulismus begriffen werden. Wenn sie aber durch Mesmerismus hervorgebracht werden, liegt darin durchaus nichts Besonderes, nur die Art und Weise ihrer Entstehung ist eine andere. Sie werden aber nicht, wie der Name thierischer Magnetismus andeuten soll, durch eine eigene Kraft erzeugt, sondern durch eigenthümliche Eindrücke auf die Sinnesorgane und auf das Sensorium der Kranken.

„Im Wesentlichen hat diese Ansicht kürzlich auch

der Doctor Forbes, der gründlichste und unparteiischste Schriftsteller über den Mesmerismus ausgesprochen.“

„Vielen Dank, mein lieber Fichtner für die lange und eingehende Belehrung,“ sagte Graf Harting „und dieses Glas auf Doctor Forbes Wohl! —“

„Aber nun Herr Doctor!“ schloß der General, mir die Austernschüssel näher schiebend, „nun dürfen Sie nicht eher ein Wort reden, als bis Sie sich erst mit ein paar Dutzend dieser Landsleute des Doctor Forbes hier gestärkt haben.“

Drittes Kapitel.

Ein nicht Jedermann zu rathendes Verschönerungsmittel.

„Also rosa Krepp und einen Kranz von goldenen Aehren, Fräulein?“ fragte neckend der Referendarius Grundmann, welcher im Vorbeigehen an einer in eifriger Berathung die Köpfe zusammensteckenden Gruppe junger Mädchen jene Worte aufgefangen hatte, und stehen geblieben war.

„Ja, Herr Referendarius!“ entgegnete die Sprecherin etwas schnippisch. „Ja, rosa Krepp!“

„Und Sie, mein Fräulein?“ wendete sich Grundmann zu einer anderen der jungen Damen.

Mit spöttischer Verbeugung erwiderte die Gefragte wichtig:

„Oh! Himmelblau und Silber!“

„Ei, der Tausend!“ lachte der Referendarius

mit seiner Frage eine Dritte der anmuthigen Mädchengestalten anredend.

Die leise Entgegnung der jungen Dame ging verloren, weil im selben Augenblicke ein allerliebstes, nur etwas übermüthiges Dämchen in den Kreis der Freundinnen hüpfte. Das in der Luft geschwungene Notenheft verrieth, daß die sehr jugendliche Grazie so eben aus der Musikstunde heimkam.

Jubelnd rief dieselbe: „Minna! Klementine! denkt nur, — ich komme morgen auch auf den Ball!"

„In welchem Schmucke werden Sie, wenn ich fragen darf, Ihr erstes Debüt halten?" inquirirte Grundmann weiter, „die anderen Damen haben mich alle in's Vertrauen gezogen!"

„Ach, Sie?" fragte die Uebermüthige, und setzte mit drolligem Ernste hinzu: „Ich werde in weißem Tarlatan erscheinen und mit rosa Schleifen!"

„Famos!" lächelte der junge Mann beistimmend. „Wenn Sie erlauben, Fräulein Emilie, werde ich Ihnen einen Strauß von ausgewählten Blüthen zu Füßen legen. Muß er auch weiß und rosa sein?"

„Das überlasse ich Ihrem Geschmacke, Herr

Referendarius! Zum Kopfputze hat Mama einen Zweig von Rosenknospen bestimmt."

„Dann muß es natürlich ein Bouquet von Rosen sein, damit Sie als lebendige Rosenhecke debütiren," versicherte Jener und fuhr fort:

„So wäre das erledigt, und ich darf nur noch fragen, ob Fräulein Emilie mir die Ehre des ersten allerersten Walzers schenken will?"

Emilchen neigte sich verwirrt, und mit lächelndem Danke ging der Referendarius weiter.

Als der junge Herr aus Hörweite war, rief das blondlockige Emilchen, die Hände zusammenschlagend, fröhlich aus: „Na, das wird wundervoll! Kaum hat mir Mama erlaubt den ersten Ball zu besuchen und schon bin ich engagirt! Gilt nicht das Grundmännle für einen ausgezeichneten Tänzer, Minna?"

„Sonst wohl!" entgegnete diese etwas kühl, „aber morgen gegen all die Uniformen wird er nicht aufkommen! — Wie herrlich wird es sein, im Arme eines Lieutenants dahin zu schweben!"

„Ach ja!" meinte Emilie. „Das muß einzig sein! — Ob mich wohl auch ein Lieutenant auffordern wird?"

„Dich Backfisch?“ warf hochmüthig Fräulein Klementine dazwischen, „wie kömmt es denn eigentlich, daß Deine Eltern Dich schon auf den Ball führen? Es ist ja doch kein Kinderball!“

„Kinderball!“ wiederholte Emilie mit den Thränen kämpfend. „Bin ja kein Kind mehr! — Und uns're Cousine Anna aus Berlin, wird von dem Gute des Großvaters hereinkommen und bei uns wohnen, und da meinte Mutter, es sei am besten, ich ginge mit auf dem Ball. Papa wollte nicht, weil ich noch zu jung sei, doch die Mama hat gesagt: Einmal müsse es doch zum ersten Male geschehen! — Ich bin ja auch beinah' sechszehn Jahre alt, es fehlen nur noch zehn Monate. Aber“ schloß sie weinend, „da wird am Ende doch kein Lieutenant mit mir tanzen!“

„Laß nur, Kleine!“ tröstete Fräulein Minna gutmüthig. „Laß nur, wenn's kein Lieutenant ist, wird sich wohl ein Fähndrich oder ein Freiwilliger Deiner erbarmen.“

„Schaut! da kommen drei Officiere aus dem Hause von Landraths!“ rief ein ander Stimmchen, und erschreckt stoben die jungen Mädchen auseinan-

der, nur verstohlen nach den prächtigen Uniformen zurückblinzelnd.

Die Anwesenheit des Militärs war auch ein Ereigniß für Schönberg.

Nach langen Petitioniren war es den Vätern der Stadt gelungen, bei dem Kriegsminister eine Garnison zu erbetteln, und heute Morgen waren zwei Schwadronen eingerückt! Zwei Schwadronen des Leibhusarenregiments in leuchtend rothen Uniformen mit goldenen Schnüren!

Zur Feier ihrer Ankunft und zum Empfange der vielen Tänzer hatte der Vorstand der Ressourcengesellschaft für heute ein Diner, ein feierliches Zweckessen mit patriotischen Reden und Toasten, und für morgen einen höchst solennen Ball veranstaltet, einen Ball mit Officieren!

Daher die Aufregung der jungen Damenwelt! — Glücklich war diejenige zu preisen, die im Besitze eines neuen Ballstaates war, oder noch eine Näherin oder Putzmacherin willig gefunden hatte, zu doppeltem Preise das Gewünschte zu liefern!

Unter der jungen Männerwelt herrschte eine ähnliche Bewegung, aber keine so freudige, mit ahnungsvoller Erwartung gemischte.

An der Table d'hote des blauen Engels, wo es sonst meist sehr lebendig und lustig herging, war es stiller als gewöhnlich, und eine gedrückte Stimmung schien auf dem jüngeren Theile der Gesellschaft zu lasten. Natürlich drehte sich das Gespräch um das große Ereigniß des Tages.

Für und wieder wurde scharf gestritten, ob die Erlangung der Garnison ein Glück für die Stadt sei, oder nicht?

„Jedenfalls" behauptete ein durchreisender Kaufmann „jedenfalls werden in Zukunft jährlich etliche tausend Thaler mehr unter die Leute kommen, und das ist ein Gewinn für den Ort."

„Ganz abgesehen von dem Aufwand, den die Herren Officiere machen werden," meinte ein Anderer.

„Ja, die Officiere!" seufzte leise der Referendarius. „Wir Civilisten alle werden es morgen erfahren, wie wir von den bunten Röcken ausgestochen werden. So ein Lieutenant in der goldbesetzten Uniform darf noch so platt, so fade und blasirt sein, alle Mädchenherzen jauchzen ihm entgegen! Ich habe große Lust, gar nicht auf den Ball zu

gehen, hätte ich mich nur nicht im Uebermuth schon engagirt mit einem allerliebsten Rosenknöspchen!"

„Im Gegentheile!" nahm ein nicht mehr ganz junger Oberlehrer das Wort, „im Gegentheile! mich zieht es unbeschreiblich hin — Allerdings bin ich noch niemals auf einem Tanzball in vornehmer Gesellschaft gewesen, aber ich möchte gar zu gern mit anschauen, wie die jungen Cäsars kommen, sehen und siegen!"

„Das heißt: wie sie kommen, sich sehen lassen und siegen!" scherzte ein Gesinnungsgenosse des Referendars.

„Aber Waidling!" fragte ein Anderer den Oberlehrer, „was wollen Sie denn eigentlich auf dem Balle? doch nicht tanzen?"

„Ich habe es ja eben gesagt, psychologische Studien machen!" entgegnete der Oberlehrer. „Im heiteren Reich der Terpsichore bin ich fast ein Fremdling und bin nur selten in feinere Gesellschaft gekommen."

„Das glaube ich!" lächelte der Referendarius aufstehend, indem er die äußerst unbeholfene Gestalt des Freundes mit den Augen streifte. „Aber sind

Sie fertig, Waidling, und wollen Sie mich auf einem Gange um die Stadt begleiten?"

„Gern, Grundmann! wenn Sie mir im Gehen einige Verhaltungsregeln und Anleitung zum feinen Benehmen geben wollen."

Arm in Arm verließen beide junge Männer das Hotel und erschienen bald auf der Promenade, die zu dieser Stunde wenig besucht war.

Man konnte kein ungleicheres Paar sehen.

Der Referendarius war eine graziöse Gestalt mit anmuthiger Haltung. Das feine Gesicht mit den blitzenden schönen Augen und einem kleinen Bärtchen auf der Oberlippe hatte einen entschieden aristokratischen Schnitt. Das ganze sichere und unbefangene Sichgehenlassen verrieth, daß der junge elegante Mann gewohnt war, in geselligen Kreisen zu verkehren und die Herzen der jungen Damen in Bewegung zu setzen.

Sonderbar contrastirte damit das Aeußere Waidlings. Das dunkle, pockennarbige Gesicht frappirte durch seine Häßlichkeit, trotz der weißen Zähne in dem großen Munde und trotz klarer, brauner Augen von ernstem aber überraschend klugem Ausdrucke. Die schlechte Haltung und die eckigen, unsicheren

Bewegungen verriethen deutlich, daß der Gelehrte sich nie in der sogenannten feinen Welt und unter Damen befunden hatte, oder wenigstens nicht oft genug, um seine schüchterne Befangenheit abzulegen und sich ein feineres Benehmen zu eigen zu machen.

Selbst im Verkehre mit seinen Freunden zeigte er diese ängstliche Unbeholfenheit und die beständige Sorge, hier und da anzustoßen, weniger mit Worten, als in Person. Dies geschah denn auch häufig in recht ergötzlicher, aber für seine Umgebung von Tassen, Gläsern, Stühlen, Tischen u. s. w. freilich oft verderblicher Weise.

Nach einem längeren Gespräche, in welchem der Referendarius seinem Begleiter allerlei komische Rathschläge gab, wie dieser sich benehmen und der jungen Damenwelt gefährlich werden sollte, variirte der Oberlehrer beim Auseinandergehen die Worte Faust's:

„Mir fehlt nicht blos ein Stutzerbart,
Es fehlt auch leichte Lebensart.
Drum wird mir der Versuch nicht glücken;
Ich wußte nie mich in die Welt zu schicken,
Vor Ander'n fühl ich mich so klein;
Ich werde stets verlegen sein."

Der Referendarius aber rief ihm lachend nach:

„Mein guter Freund, das wird sich Alles geben;
Sobald Du Dir vertraust, sobald weißt Du
zu leben.“

„Ja, ja! Selbstvertrauen!“ seufzte Waidling vor sich hin. „Selbstvertrauen! Woher soll das kommen, wenn man sein Lebenlang nur nach Selbsterkenntniß gestrebt hat, und seine Schwächen und Mängel so genau kennt, wie ich!“

Von klein auf war ihm seine Häßlichkeit und Unbeholfenheit in grausamer Weise zum Vorwurf gemacht und ihm überall sein jüngerer, recht hübscher und gewandter Bruder vorgezogen worden. —

Beklommenen Herzens stieg er am nächsten Abend die zum Ressourcenlokal führende Treppe hinauf; obenstehend warf er einen befriedigten Blick zurück, denn mit besonderer Geschicklichkeit und großem Glücke hatte er die ein und zwanzig spiegelglatten Stufen erstiegen, ohne auch nur ein einziges Mal auszugleiten, und ohne einen der Blumentöpfe umzuwerfen, in denen zu beiden Seiten jeder Stufe exotische Pflanzen mit phantastischem Blätterschmucke prangten.

Zufrieden lächelnd trat der Oberlehrer in das

kleine Vorzimmer, neben welchem die Toilettenzimmer für Herren und für Damen lagen.

Aber wie sollte er zu der Thüre rechts gelangen, um seinen Ueberzieher abgeben zu können und von da wieder nach der in den Saal führenden Thüre?

Das kleine Vorzimmer war angefüllt von mehreren Gruppen, Herrn und Damen, die beschäftigt, ihre Hüllen und Ueberwürfe abzustreifen, ihm überall den Weg versperrten.

Fast laut lachend zupfte die uns bekannte übermüthige Emilie ein neben ihr stehendes auffallend schönes Mädchen am Arme und flüsterte ziemlich vernehmlich:

„Sieh', Anna! Den Adonis von Schönberg! Herrn Oberlehrer Waidling! Habt Ihr in Berlin ein ähnliches monstrum von Häßlichkeit? Ich meine, schwerlich! — Uebrigens ist er kein Menschenfresser im schwarzen Frack, sondern ein ganz zahmer Zulukaffer! Und mit dem auffallenden Mangel an Schönheit versöhnt seine amusante, blöde, linkische Unbeholfenheit! Gleich wird er mit dem Ellenbogen in den Trumeaux fahren!"

„Aber Emilie!" antwortete mit strafendem

Blicke die Cousine und machte freundlich dem verlegen Dastehenden Platz.

Dieser, doppelt befangen, weil er einzelne Worte der kindischen Spöttereien vernommen hatte, und weil ihn plötzlich wieder seine Scheu und Blödigkeit bei dem Gedanken an die gewohnten Hänseleien seiner Kameraden mit doppelter Gewalt überfiel, macht nach links eine Verbeugung vor Emiliens Mutter und tritt dabei deren Gatten auf den Fuß. Entsetzt fährt er mit demüthiger Bitte um Verzeihung zurück, tritt dabei auf Fräulein Anna's Ballkleid, und Ritz! Ratz! flattert der luftige Stoff in Fetzen zerrissen umher! —

Dieselbe Ungeschicklichkeit, die ihn das Unglück hat anrichten lassen, macht ihn auch unfähig, nur ein einziges Wort zu seiner Entschuldigung hervorzustottern. Vox faucibus haesit! Vor Schrecken versagt ihm die Stimme!

Ein halbes Dutzend in der Nähe stehender junger Damen und Herren richten halb entsetzte, halb spöttisch lachende Blicke auf den Verblüfften; die Verwandten Anna's vermögen ihren Schrecken und Aerger nicht ganz zu verbergen, und den Lippen des Onkels entflieht ein strafendes „Aber, Herr

Oberlehrer! —" Blos das Mädchen selber ist sogleich gefaßt und nur bemüht, mit der feinsten Liebenswürdigkeit und Heiterkeit dem Unheilstifter über die peinliche Situation hinwegzuhelfen.

Betäubt steht er da. Vor seinen Augen verschwimmt Alles, er hört kaum die freundlich tröstenden Worte der jungen Dame, und als die Wolke von blauen, weißen und rothen Gewändern einen Spalt eröffnet, schießt er verzweiflungsvoll vorwärts und sieht sich plötzlich in dem strahlend hellen Saale, inmitten alles Glanzes und aller Pracht.

Bescheiden drückt er sich längs der Wand in eine Ecke und erreicht dieselbe auch glücklich, nachdem er nur vier- oder fünfmal mit Anderen zusammengestoßen ist. Hier preßt er seinen Hut in stummem Grimme vor die Stirne, mit seinem Schicksal grollend, das ihm anmuthige Formen und Geschicklichkeit versagt hat.

Unterdessen hat sich die Familie Emiliens in das Toilettenzimmer zur Berathung zurückgezogen, was nun zu beginnen sei? — Es scheint nichts übrig zu bleiben, als sofort nach Hause zurückzukehren, und auf die Freuden des Festes zu verzichten, da Anna uatürlich keine zweite Balltoilette mitgebracht

hat. Auch Onkel, Tante und die tanzbegierige Emilie wissen keinen anderen Rath. Eingedenk aber des unbeschreiblichen Entsetzens auf dem Gesichte des unglücklichen Waidlings und in gerechter Würdigung des Schmerzes ihrer Cousine, erklärt Anna mit einem lächelnden Blicke auf Emiliens thränenvolle Augen, erst eine Ausbesserung des Schadens versuchen zu wollen.

Mit einiger Mühe wird Nadel und Faden herbeigeschafft, ein unbenütztes Zimmer aufgeschlossen und nach einer halben Stunde emsiger Arbeit erscheint Fräulein Anna wirklich im Ballsaale, sich gefällig über die kleinen Mängel ihrer Toilette hinwegsetzend, die etwa noch von scharfen Augen entdeckt werden können.

Die anmuthsvolle Schöne wird auch bald von Tänzern umringt und umworben, und verräth nicht durch das kleinste Zeichen, welcher bedenklichen Probe ihr Gleichmuth, ihre liebenswürdige Heiterkeit unterworfen worden.

Nur mit ganz unmerklicher Unruhe sucht sie spähenden Blickes im vollen Saale, bis sie den Zerknirschten, in tiefen Gram Versunkenen in seiner Ecke entdeckt. In gutmüthigem Gefühle beschließt

sie, ihn großmuthsvoll zu trösten. Unbesorgt vor Neckerei mit dem so wenig Gefährlichen und nur ihrem guten Herzen folgend, läßt sie keine der kleinen Gelegenheiten, welche ein Ball und namentlich der Kotillon bietet, unbenutzt, um dem Unglücklichen ihre Versöhnlichkeit zu zeigen.

Wiederholentlich erscheint sie, ihn zum Tanze holend, mit holdseliger Freundlichkeit vor dem Verlegenen, dessen gramgebeugtes Haupt bei solcher Güte sich allmälig aufrichtet. Die umdüsterten Züge hellen sich auf, unbewußt haften seine Augen fest auf der holden Tänzerin und folgen unablässig durch alle Windungen des Tanzes ihr, der von aller Welt gehuldigt wird, und der auch nach dem competenten Urtheile der Husaren ohne Frage die Krone als Königin des Festes ertheilt werden muß.

Nun werden zwei kleine Tische mit einem Korbe voll Orden und einem anderen Körbchen mit den prächtigsten kleinen Blumensträußen in den Kreis gestellt.

Von allen Seiten fliegen die Tänzer herbei, der lieblichen Berlinerin einen Strauß zu bieten. Schon kann sie die Fülle der Blüthenhuldigungen nicht

mehr mit der Hand umspannen, und übergiebt ein Dutzend derselben der Obhut ihrer Tante.

Jetzt naht sie selbst dem mit Kotillonorden gefüllten Körbchen. Sie nimmt den schönsten, glänzendsten heraus. Gespannt sind die Augen aller jungen Männer auf die Gefeierte gerichtet, und manches junge Herz schlägt höher bei dem Gedanken: „Wenn ich doch der Glückliche wäre, für den der Orden bestimmt ist!“

Noch einmal wirft das Fräulein einen prüfenden Blick auf den glänzenden Flitter, dann schwebt sie der Ecke des Saales zu, wo der gewandteste Tänzer des Abends, ein auffallend hübscher Offizier, in eifrigem Gespräche mit seiner Tänzerin sitzt. Denn damals war es schon Mode geworden, sich beim Kotillon zu setzen, als könne die Jugend die doppelte Anstrengung des Tanzes und der Conversation nicht stehend ertragen.

Ungeachtet der lebhaften Unterhaltung sieht der Lieutenant die Königin des Balles näherschweben, und erhebt sich eilig, den wohlverdienten Orden zu empfangen.

Anna aber schlüpft mit artiger Verneigung neben

dem Sessel des Ueberraschten durch, und redet einen Dahinterstehenden mit den Worten an:

„Darf ich bitten, Herr Oberlehrer?"

Erröthend tritt dieser einen Schritt näher.

Das holde Mädchen heftet den flimmernden Stern an seine Brust und reicht ihm den Arm zum Tanze.

Ueberselig, von der anerkannt Schönsten im ganzen Saale in solcher Weise bevorzugt zu sein, walzt Waidling mit den groteskesten Manieren zweimal herum, macht eine tiefe Verbeugung und verläßt sofort den Saal, den blinkenden Ordensschmuck, den ihm ihre Hand verliehen, an die Lippen pressend.

Stundenlang irrte er durch die sich rings um die Stadt ziehenden Anlagen, und wälzte in seinem Herzen die ungeheuerlichsten Entschlüsse und Pläne umher.

Erst beim Grauen des Morgens ging er heim, und blieb auf dem Wege vor dem Hause von Emiliens Eltern stehen. Nachdem er lange hinaufgestarrt hatte nach den Fenstern, hinter denen die Engelsschöne und Engelsgute in süßen Träumen ruht, wendete er sich heimwärts, mit dem wie drohenden Rufe:

„Jacta esto alea! Es sei gewagt!" — Wie einst Julius Cäsar ausrief, als er den Frieden seines Vaterlandes bedrohend mit seinen Legionen den schmalen Grenzfluß überschritt, um Krieg und Brand nach Rom zu tragen! Wollte auch der Oberlehrer den Frieden des schuldlosen Mädchenherzens stören? —

Unwillkürlich sprach er laut die ihn einfallenden Worte Wallensteins:

Ich spüre was in mir von Cäsars Geist!
Gieb mir sein Glück! Das And're will ich tragen!" —

Bevor der mir befreundete Oberlehrer am nächsten Morgen in das seit einem Jahre errichtete Gymnasium ging, um mit seinen Schülern amo, amas, amat zu konjugiren, suchte er mich auf, weil ich bei Emiliens Aeltern Hausarzt war, und sprach die Bitte aus, ihn noch am selben Vormittage bei der Familie einzuführen.

Natürlich machte ich Schwierigkeiten, und suchte allerlei Ausflüchte, weil es mir nicht ganz passend schien.

Endlich erbot ich mich, den Oberlehrer gelegentlich in der Familie bekannt zu machen. Heute aber gehe das nicht.

„Und doch muß es gerade heute sein, denn Nachmittags reist ja Fräulein Anna wieder ab!" rief der Oberlehrer in ungewohntem Eifer.

„Aber heute Morgen wäre das höchst auffallend" versicherte ich und setzte lachend hinzu: „Es ist nach so kurzer Bekanntschaft ganz unmöglich, wenn Sie das Mädchen nicht gradezu — heirathen wollen!"

„Eben das will ich ja!" war die ruhige Antwort, die mir so überaus komisch vorkam, daß ich in ein schallendes Gelächter ausbrach.

„Ja! was ist da zu lachen, Doctor? Es ist mir völlig Ernst!"

An dem gesunden Verstande des Oberlehrers beinah zweifelnd, sah ich ihn lange an, und sagte endlich:

„Nun, in Gottes Namen! Holen Sie sich ihren Korb!"

„Wollen Sie mich gütigst um 12 Uhr vor der Schule treffen?"

„Punkt zwölf!" entgegnete ich wieder mit fröhlichem Gelächter, außer Stande ernsthaft zu bleiben. Kopfnickend empfahl sich der Oberlehrer, und

seine heutige Zerstreutheit und Nachsicht soll die volle Verwunderung seiner Schüler erregt haben.

Die gröbsten Verstöße gegen alle Regeln der Grammatik ließ er unbemerkt, und die auffallendsten Unarten erregten nur ein lächelndes Kopfschütteln. Langsam verging die Zeit des Vormittags, endlich schlug die ersehnte Mittagsstunde, und mit dem ersten Glockenschlage klappte der Oberlehrer sein Buch zu, und schloß den Unterricht.

Vor der Thür des Gymnasiums fand ich fünf Minuten nach Zwölf, den schon ungeduldig auf und ab Gehenden, der halblaut ein griechisches Gedicht Anokreons recitirte, und nun Arm in Arm mit mir dem Hause von Emiliens Vater zu eilte.

Während mir gemeldet wurden, schienen Bangen und Zweifel sich des Oberlehrers bemächtigen zu wollen. Er nahm sich jedoch zusammen und wieder leise murmelnd:

„Jacta esto alea!“ trat er mit festem Schritte über die Schwelle des Wohnzimmers, in welchem Tante und Nichte bei einander saßen. Die übrigen Familienglieder waren nicht zu Hause.

Der Oberlehrer wurde vorgestellt, und zum Sitzen genöthigt.

Er nahm am Fenster neben Annas Arbeitstisch Platz, die Tante saß auf dem Sopha, ich gesellte mich zu ihr und vertiefte mich in ein Gespräch über Kinderkrankheiten, die Aufmerksamkeit der Dame durch einige etwas gewagte Behauptungen fesselnd, welche ich mit einem Aufwand von Dialectik vertheidigte. Auch Waidling entwickelte eine staunenswerthe Unterhaltungsgabe, plötzlich aber hielt er inne, und Fräulein Anna sah fragend auf, die Beendigung eines so eben begonnenen Satzes erwartend.

Statt dessen fragte der Oberlehrer mit gedämpfter Stimme:

„Fräulein! Halten Sie mich für einen Ehrenmann?"

Befremdet antwortete das Fräulein lächelnd, daß sie auch nicht den leisesten Grund habe, dies zu bezweifeln.

„Und dennoch, Fräulein, dennoch erschrecke ich selber über meine Heuchelei in diesem Augenblicke, deren ich mich wahrlich nicht für fähig gehalten hätte."

„Heuchelei, Herr Oberlehrer?" fragte Anna.

„Ja, Heuchelei und Feigheit, Fräulein! Heuche-

lei ist es, daß ich unbefangen von diesem und jenem rede, während ich vor Angst und Verlegenheit fast vergehe! und Feigheit, weil ich, um Zeit zu gewinnen, die Conversation hin zu ziehen suche, und nicht wage die eine Frage zu thun, die doch die Hauptsache ist?"

„O bitte, fragen Sie doch."

„Fräulein!" versetzte er feierlich — „Fräulein! Sie werden wirklich heute Abend abreisen?"

„Um 5 Uhr Nachmittags, ja!" erwiederte Anna mit dem Lachen kämpfend.

„Nun denn! so mögen Sie's verzeihen, daß ich Ihnen ein sehr unpassend scheinendes Geständniß mache —" Etwas näher rückend, fuhr er leise fort: indem er sie treuherzig anblickte:

„Ich liebe Sie, Fräulein! von ganzem Herzen, über Alles! Und ich erlaube mir die Frage, ob Sie mir diese kleine Hand geben, ob Sie die Meine werden wollen?"

Erleichtert athmete er tief auf. Fräulein Anna neigte sich fast erschrocken erröthend auf ihre Arbeit und gab keine Antwort.

In ruhigerer Haltung fuhr der Oberlehrer fort:

„Ich weiß sehr wohl, daß es ungehörig, fast unschicklich ist, so mit der Thüre in's Haus zu fallen, — Fräulein und ich würde mir dergleichen nicht erlauben, wäre nicht periculum in mora, Gefahr im Verzuge!

„Was Du vor der Minute ausgeschlagen, das bringt Dir keine Ewigkeit zurück! sagt der Dichter, und wenn Sie unserer Stadt den Rücken zugewendet haben, werde ich schwerlich jemals wieder Gelegenheit haben, meine Frage zu wiederholen. Darum verzeihen Sie!"

In diesem Augenblick hielt die Tante in unsrem Gespräche inne, legte die Hand auf meinem Arm, und deutete auf das andere Paar mit der bedeutsamen Frage: „Doctor! was ist da drüben vorgegangen?"

„Dort?" entgegnete ich lächelnd, „da ist eine Bombe geplatzt!"

„Das heißt?"

„Das heißt, daß unser braver Waidling sich durchaus einen Korb holen will!

Er hat um Ihrer Nichte Hand geworben."

„Um Gott! Er wird doch nicht?"

„Er hat! Ich versichere Sie, er hat!" lachte ich.

„Er — hat?" wiederholte die Tante fragend.

Einen Theil dieser Worte hatte der Oberlehrer gehört, und erhob sich jetzt, mit einer Verbeugung sich zur Tante wendend: „Ja! er hat! — In wenigen Stunden wird Fräulein Anna uns verlassen, drum mußte ich jetzt oder niemals fragen — und ich wiederhole laut das Geständniß meiner Liebe, nnd mein Freund hier kann bezeugen, daß ich mit dem entschiedenen Vorsatze hergekommen bin —"

Ich hatte aber schon das Zimmer verlassen, und bezeugte nichts mehr. Draußen murmelte ich vor mich hin: „Nun, mögen sie's unter sich abmachen — Ich bin dabei ja überflüssig. Sollte Waidling etwa die Treppe herab geworfen werden, und ein paar Gliedmassen brechen, so wird er wohl meine ärztliche Hülfe in Anspruch nehmen. Ich will warten, bis er zu mir schickt."

Er schickte aber nicht, sondern kam selbst und ganz unbeschädigt. Fräulein Anna war abgereist, nachdem sie freundlich und herzlich ihren Dank für Waidlings ehrenvollen Antrag ausgesprochen, und zugleich erklärt hatte, jetzt und ohne Rücksprache mit ihren Eltern keine Antwort geben zu können. —

Dabei zeigte der Oberlehrer einen versiegelten Brief und schloß:

„Dies, lieber Freund, ist ein Schreiben an Annas Eltern mit einer Einlage für sie selbst, und enthält meine wiederholte förmliche, feierliche Werbung um die Liebliche. Ich wollte, ich könnte auf den Flügeln der Liebe. —"

„Nun, nun!" scherzte ich, „Flügel der Liebe! wenn nur der Telegraph auch schon zur Personenbeförderung eingerichtet wäre!"

„Der Telegraph? — Da bringen Sie mich auf einen Gedanken!" und rasch das Couvert seines Briefes wieder öffnend, schrieb er einige flüchtige Worte darunter und verschloß den Brief auf's Neue, ihn auf die Post zu tragen.

Am zweiten Morgen trat er mit freudestrahlendem Gesicht ein, als ich mich noch im Bette dehnte.

„Da ist ein gestern Abend angekommenes Telegramm — Ich habe mir nämlich die Antwort per Telegraph erbeten — und nun lesen Sie, ich muß zum Director wegen Urlaubs!"

Ein Papier auf das Bett schleudernd, eilte er wieder hinaus, und stieß dabei ein an meinem Lager stehendes Nachttischchen um.

Lächelnd sah ich den zu Boden klirrenden Gläsern nach, und nahm das Blatt auf. Es enthielt eine telegraphische Depesche des Inhaltes:

„Kommen Sie nach Berlin zu mündlicher Erledigung.“

Darunter stand die Antwort, welche er hatte zurücktelegraphiren lassen:

„Mit dem Mittagszuge reise ich ab.

Waidling.“

In der That führte ihn der nächste Eisenbahnzug nach Berlin, wo alle seine Gedanken den Gegenstand seiner Neigung umschwebten.

Bei der Ankunft in der Residenz trat auf dem Bahnhofe ein junger Mann von studentischem Aussehen auf Waidling zu und nannte fragend dessen Stand und Namen.

Der Oberlehrer bejahte erstaunt, worauf der Student lächelnd fortfuhr:

„Ich bin Anna's Bruder Richard und habe Sie erwartet, um Sie Namens der Meinigen willkommen zu heißen. Erkannt habe ich Sie nach der Beschreibung, und soll Ihnen, Herr Oberlehrer, anheimstellen, ob Sie in einem Hotel absteigen oder

es Sich bei uns gefallen lassen wollen? Sie werden erwartet."

Waidling zog jedoch das Erstere vor und wurde von dem jungen Manne in ein Hotel geleitet, das nur wenige Schritte von dessen elterlicher Wohnung entfernt war.

Hier verließ ihn Richard, um ihn anzumelden.

Soeben hatte der Oberlehrer seinen Reiseanzug mit einem anderen vertauscht, als ein Kellner ihm eine Karte brachte: „Friedrich von Maiern, General z. D." mit der Meldung: Der Herr wünschte ihn zu sprechen.

Waidling beeilte sich, dem Vater seiner Geliebten einzulassen.

Der Eintretende, eine hohe, edle Gestalt, bot ihm mit freundlichem Gruße die Hand, welche Waidling in gewohnter Schüchternheit kaum zu berühren wagte, prüfende, halb ängstliche Blicke auf seinen Besucher richtend.

Die freie, sichere militärische Haltung des Generals und die auf seiner offenen Stirne thronende Intelligenz verfehlte selten den Eindruck geistiger Ueberlegenheit zu machen. Um so mehr fühlte sich der Oberlehrer eingeschüchtert und mit zunehmen-

der Befangenheit studierte er die Züge des Gesichtes, das allerdings überraschend genug aussah.

Mit dem schneeweißen Haupthaare kontrastirten die schwarzen buschigen Augenbrauen, unter denen heitere, geistreiche Augen hervorleuchteten. Auch den Mund beschattete ein dichter, kohlschwarzer Schnurrbart, und obwohl sich im ganzen imponirenden Aeußeren des Generals deutlich die Gewohnheit zu befehlen aussprach, hatten die Züge des Gesichtes doch durch den vertrauenerweckenden Ausdruck von Wohlwollen und Aufrichtigkeit Etwas ungemein Gewinnendes.

Die stockende Begrüßung des verlegenen Waidling unterbrach der General mit der Frage:

„Sagen Sie, Herr Oberlehrer, mir vor allen Dingen, ob der Oberförster Ihres Namens ein Verwandter von Ihnen ist?"

„Nein, Herr General! — das heißt: Ja! — Es ist mein jüngerer Bruder!"

„Und mein alter Bekannter! Sie wissen wohl, daß die Oberförsterei in Wüstefelde nur eine halbe Stunde von meinm letzten Garnisonsorte entfernt ist, und da war Ihr Bruder beinah täglich unser Gast, und uns ein lieber Hausfreund."

„Ja, ich erinnere mich jetzt, Herr General, daß mein Bruder in seinen Briefen öfters Ihren werthen Namen genannt hat" stotterte Waidling und verstummte plötzlich, weil ihm einfiel, daß der Bruder häufig in sehr warmen Ausdrücken von der liebenswürdigen Tochter des Generals geschrieben hatte.

„Dann kennt Anna Sie vielleicht schon aus den Erzählungen Ihres Bruders, obwohl ich mich nicht entsinne, ihn jemals von Ihnen sprechen gehört zu haben. Die jungen Leute standen allerdings auch vertraulicher mit einander, als wir Alten," sagte der General mit eigentümlichem Lächeln. Dann mit großer Herzlichkeit wieder die Hand Waidlings erfassend, fuhr der alte Herr fort:

„Aber verzeihen Sie! — Ich vergaß, in welcher Angelegenheit Sie hergekommen sind, und daß Sie darnach verlangen werden, meiner Frau vorgestellt zu werden, — und meine Tochter wieder zu sehen. — So kommen Sie!"

„Ich möchte" versetzte kleinlaut der Gelehrte — „ich möchte erst um die Erlaubniß bitten, Herr General! Ihnen Einiges aus meinem Leben mittheilen zu dürfen!".

Mit freundlichen Worten ermunterte der General den Oberlehrer zum Reden.

Dieser war jedoch aufgesprungen, that in seiner Befangenheit bald einige Schritte nach rechts, bald wieder nach links, und sich verlegen die Hände reibend, konnte er offenbar keine Worte zum Beginn seiner Mittheilnng finden.

Lächelnd sah ihm der General eine Zeitlang zu und unterbrach endlich das fast peinlich werdende Schweigen mit der freundlichen Bitte, sich neben ihn zu setzen und einige Fragen zu beantworten.

Anfangs gab Waidling stockend und zaghaft die verlangte Auskunft über seine Heimath, seine Eltern, das Leben im elterlichen Hause und Aehnliches. Von seinen Erinnerungen aber fortgerissen, gerieth er bald unbewußt in ein lebhaftes Erzählen, und entwarf ein lebendiges und treues Bild seines Jugendlebens und seiner allmähligen Entwickelung.

Lebhaft schilderte er, wie die seit früher Kindheit wegen seiner Häßlichkeit von Allen, selbst von der eigenen Mutter, erfahrene Zurücksetzung ihm bitteren Schmerz gemacht, und den Mangel an Selbstvertrauen, die Schüchternheit und Unbeholfenheit erzeugt hatte, die ihn in Verbindung mit

seinem unschönen Aeußeren fast überall dem allgemeinen Gespötte aussetzte und ihm fortwährend Kränkungen bereitete.

Die großen, dunklen Augen bald sinnig in die Ferne richtend, bald mit treuherzigem Ausdrucke zu dem gespannt Zuhörenden erhebend, strömte er in ungewohnter Beredsamkeit all die seit vielen, vielen Jahren tief im Herzen verschlossen gebliebenen Gefühle aus: Dies immer unbefriedigte Liebesbedürfniß, diese niemals gestillte Sehnsucht seines Herzens und den jahrelangen Schmerz über seine Verlassenheit, sein Alleinstehen und beständiges Zurückgestoßenwerden, indem er mit überraschender Schärfe und psychologischer Richtigkeit den unglückselig hemmenden und zugleich seine innerliche Entwickelung befördernden Einfluß seiner vereinsamten Stellung im Leben darlegte.

Dabei war der Erguß seiner innersten Gefühle so natürlich, seine Darstellung so einfach und rührend, daß der General mit großem Interesse zuhörte und seine herzliche Theilnahme durch den Ausdruck seiner Mienen, das Feuchtwerden der Augen und innigen Händedruck verrieth.

„Und so, Herr General, bin ich der menschen-

scheue, stets verlegene und unbeholfene Sonderling geworden, als der ich jetzt mit Recht von Jedermann verlacht und verhöhnt werde. — Immer wieder muß ich aber dem Himmel dankbar für die Gnade sein, daß er mich vor Bitterkeit und Menschenhaß bewahrt und mir für Andere ein mitfühlendes Herz voll Liebe und Wärme erhalten hat. — Es ist dies nicht mein Verdienst, aber, wie ich voll Dank erkenne, ein unschätzbares Glück."

Uebermannt von seiner Bewegung hielt der Oberlehrer inne, und fuhr, nachdem er sich etwas gefaßt hatte, schmerzlich lächelnd fort:

„Brauche ich Ihnen, verehrter Herr General, nun noch zu schildern, welchen tiefen Eindruck Ihre Fräulein Tochter auf mich machen mußte? — Durch mein tölpelhaftes, ungeschicktes Wesen hatte ich sie so tief verletzt, meine unglückselige Schüchternheit, mein Mangel an Benehmen hielt mich von jedem Versuche ab, mir ihre Verzeihung zu erflehen und meine Tölpelei zu entschuldigen, und ich konnte nur in stummer Verzweiflung dem Anblicke, der Nähe der Liebenswürdigen entfliehen! — Sie aber, die Allgefeierte, wußte mich, nachsichtig und über alle Beschreibung gütig, zu trösten und in meinen eige-

nen Augen wieder zu erheben! — Oh, Herr General! Zum ersten Male in meinem Leben kam mir ein weibliches Wesen ohne Spott und Hohn entgegen, und Ihre schwergekränkte Tochter erwies mir unverdiente Engelsmilde! —

„Daß ich überglücklich, selig, in heißer Liebe entflammte, ist ja so natürlich; aber wenn ich Mißgestalteter es gewagt habe, um die Hand dieses Engels zu werben, so ist es doch besonders in dem Wunsche, in dem sehnsuchtsvollen Verlangen geschehen, ihre Güte einigermaßen durch die Hingabe meines ganzen Ichs zu vergelten, durch den Entschluß und das Bestreben, sie mein Lebenlang auf den Händen zu tragen, mich völlig ihrem Dienste zu weihen! —

„Einzig dieser Gedanke hat mir die Kühnheit gegeben zu jenem Schritte, den ich sonst wahrlich niemals gewagt haben würde.“

„Lieber Waidling!“ nahm, als er verstummte, der General das Wort; „ich habe Ihre Erzählung mit der innigsten Theilnahme vernommen und danke Ihnen herzlich. Auf's Aeußerste erstaunt bin ich aber, daß ein so junges, unerfahrenes Mädchen, wie meine Anna, mit so überraschend richtigem, ich

möchte sagen instinktmäßigem Erkennen und Verständniß sich in die Gefühle eines Anderen versetzen kann! — Obwohl Sie nur wenig zu ihr gesprochen haben mögen, hat sie tief in Ihrer Seele gelesen und Sie und Ihr Empfinden genau so geschildert und beschrieben, wie Sie Selber es eben gethan haben. — Drum werden Sie auch keine Fremde finden, sondern jedenfalls eine Freundin, die sich ja so schon viel mit Ihnen und Ihrem Seelenleben beschäftigt hat."

„Zu gütig!" flüsterte der Oberlehrer mit leuchtenden Augen.

Als aber der General lächelnd hinzusetzte: „Auch Ihr liebenswürdiger Bruder wird Sie Anna näher bringen, denn die Beiden haben viel mit einander verkehrt!" erbebte und erbleichte Waidling in der schmerzlichen Erinnerung, daß er überall und immer diesem Bruder hatte weichen und nachstehen müssen.

Mit feinem Verständniß bemerkte der General die Bewegung seines jungen Freundes, und trieb zum Aufbruche mit den heiteren Worten:

„Nun, muthig vorwärts, mein Lieber! Und wenn Sie bald vor Anna stehen, beherzigen Sie das alte Sprichwort: Frisch gewagt, ist halb ge-

wonnen! Denn Sie haben es ja frisch gewagt, folglich Ihre Sache halb gewonnen. Also munter vorwärts zur Attaque und nur nicht verzagt!"

Den Arm des Oberlehrers nehmend, führte er diesen seiner Wohnung zu.

Auf der Treppe ließ er den Arm los und flüsterte halblaut:

„Ich will Ihnen, lieber Waidling, noch ein Familiengeheimniß anvertrauen. Ihr Bruder hat vor einem halben Jahre auch um Anna angehalten, und — sie hat ihn ausgeschlagen, obgleich er ihr ein lieber Freund ist. — Aber, versichert sie, er sei ihr zu schön, und sie liebe so schöne Männer nicht! — Macht Ihnen das Muth, mein junger Freund?"

Unter dem Eindruck dieser Mittheilung trat Waidling in das Wohnzimmer der Familie, und fand sich der Mutter und seiner Geliebten gegenüber.

Anna hielt mit einem Arme die theure Mutter umschlungen, und reichte erröthend ihre Hand dem Verlegenen entgegen, der sie mit glühenden Blicken verschlang und kaum so viel Besinnung behielt, der ihn herzlich willkommen heißenden Generalin eine leidliche Verbeugung zu machen.

„Ihr seid so lange geblieben, Friedrich!“ wandte sich die Frau vom Hause an ihren Gatten, welcher mit schalkhaftem Lächeln entgegnete:

„Daran ist der da schuld, der mir gar viel vertraut hat. Komm, Ernestine, ich werde Dir das Alles wieder erzählen, Annchen mag er's unterdessen selber sagen!“

Die Eltern ließen die jungen Leute allein, und als der General nach einer Stunde wieder in das Zimmer kam, fand er das Paar Hand in Hand auf dem Sopha sitzend.

Anna sprang auf und warf sich in die Arme des Vaters, welcher nach einem Blick auf das freudeverklärte Gesicht Waidlings Alles errieth und, dem neuen Sohne die Hand reichend, seine volle Billigung der Wahl seiner Tochter aussprach.

Während bald darauf auch die Generalin des Himmels Segen für die Verlobten erflehte, stürmte Richard, Anna's Bruder, der Student, herein und gratulirte mit Aufwand aller seiner Gelehrsamkeit in einer lateinischen Anrede, die jedoch trotz der Rührung und Bewegung des Augenblicks wegen ihrer barbarischen Latinität ein ironisches Lächeln

des Gelehrten erregte, so daß es Richard selbst bemerkte und lachend ausrief:

„Nun ja, das mag eben kein klassisches Latein sein, Schwager! aber gut gemeint ist es, auf Cerevis."

„Und das, mein theurer Richard, ist die Hauptsache!" entgegnete der Oberlehrer.

„Natur!" jubelte der Student, „und heute Abend giebt es zur Verlobungsfeier eine kleine Familienkneiperei und allgemeines Smollis."

Noch einige Tage blieb der neue Bräutigam in der Residenz und im engsten Kreise der Familie. Die üblichen Besuche wurden bis zu seiner nächsten Anwesenheit verschoben, nur Verlobungskarten ausgesendet. —

Uns brachte Fräulein Emilie eine solche und wollte sich vor Lachen ausschütten, daß die Beiden wirklich nun ein Paar würden, was man bei dem Beginn des Balles vor noch nicht acht Tagen allerdings nicht habe träumen können.

Nach der Rückkehr des glückseligen Oberlehrers verfehlten wir uns einige Male zu meinem um so größeren Bedauern, als mir von mehreren Seiten mitgetheilt wurde, daß eine fabelhafte und kaum

glaubliche Veränderung seines ganzen Wesens und Benehmens eingetreten sei.

Bei seinem dritten Versuche mich zu Hause anzutreffen, gelang ihm dies wirklich. Ich war eben beschäftigt, behufs einer chemischen Untersuchung, über einer Berzelius'schen Lampe irgend eine Flüssigkeit zu kochen, unterbrach jedoch diese Arbeit, um meine Frau zu rufen.

Darüber waren einige Minuten vergangen. Als wir uns der Thüre meines Arbeitszimmers näherten, hörten wir eine schwache Explosion und das Klirren von verschiedenen Scherben. Erschreckt die Thüre aufreißend, sahen wir den noch eben so Fröhlichen mit lautem Wehrufe auf das Sopha taumeln.

Einen raschen Blick umherwerfend, sprang ich ahnungsvoll zu und fand das ganze Gesicht Waidlings furchtbar verbrannt.

Seine Kleider glimmten an mehreren Stellen, und die Wäsche brannte hier und da lichterloh. Die Flammen und Funken waren bald gelöscht, und ich konnte die vorhandenen Verletzungen genauer untersuchen und die Entstehung des Unglücks erforschen.

Wie ich mir gedacht, war es geschehen. Die

Spirituslampe hatte aus Mangel an Nahrung zu verlöschen gedroht, und Waidling deshalb beabsichtigt, dieselbe aus einer nahestehenden großen Flasche voll Spiritus neu zu füllen. Leider hatte er es unterlassen, zu diesem Zwecke erst die Flamme auszublasen, und als er den Inhalt der Flasche in die Lampe gießen wollte, hatte sich der Spiritus entzündet, die Flasche war zersprungen, und brennender Spiritus und die kochende Flüssigkeit ihm ins Gesicht gespritzt.

Die Verbrennung war recht erheblich, obwohl zum Glück die Augen unversehrt geblieben waren.

Natürlich räumte ich ihm sogleich unser Fremdenstübchen zum Krankenzimmer ein und widmete ihm die sorgfältigste Behandlung.

Einige Tage lang befürchtete ich den Eintritt einer Gehirnentzündung. Doch verlief Alles sehr günstig — Nur das ganze Gesicht bedeckte sich mit dicken Krusten — und als sich diese allmählig lösten und wie eine Maske abfielen, erschien die neue Haut unter denselben glatt und glänzend — und sämmtliche Pockennarben waren verschwunden.

Waidling hatte sich auch im Aeußeren vollständig verändert und — verschönert. In komischer

Weise scherzte er selbst darüber, daß er wie ein Phönix neugestaltet aus den Flammen hervorgegangen sei, und durch ein kurzes Krankenlager und ein paar Tage voller Schmerzen ein neues Gesicht erworben habe. — Er hatte sich wirklich außerordentlich zu seinem Vortheil verändert, nur möchte freilich dieses Schönheitsmittel im Allgemeinen nicht anzurathen sein, und nicht immer einen so trefflichen Erfolg haben.

Während seiner Reconvalescenz kam der General mit seiner ganzen Familie zum Besuch nach Schönberg, und da der Oberlehrer ein hinreichendes unabhängiges Vermögen besaß, wurde auch die Verbindung der Liebenden auf einen nahen Termin festgesetzt.

„Wir müssen eilen," erklärte lachend der General, „sonst stellt Waidling noch allerlei Verschönerungsversuche an, da die Anwendung des ersten sich so trefflich bewährt hat!" —

„Und Emilchen!" schob der lustige Student ein, „zur Hochzeitsfeier giebt's natürlich einen ganz famosen Ball, auf dem ich Dir eine Couleur der allernettesten Studio's in vollem Burschenwix vorführen werde, — aber Papa wird auch für eine

Galerie der schönsten Gardeoffiziere sorgen! Da wirst Du wie der Fink im Hanfsaamen sitzen!"

Fräulein Emilie erröthete freudig und beschäftigte sich Tagelang mit dem Gedanken an das Hochzeitsfest, das ja der zweite Ball sein würde, den ihr das Leben brachte.

Sie hatte sich längst mit dem Zulukaffer ausgesöhnt und, wie ihre ganze Familie, den wackeren und von Herzen wahrhaft liebenswürdigen Mann außerordentlich lieb gewonnen.

Als es aber feststand, daß in drei Wochen die Verbindung gefeiert werden sollte und sie wirklich zum zweiten Male einen Ball besuchen würde, sprach sie in tiefen Gedanken und Sorgen seufzend vor sich hin —

„Aber mein Gott! wenn ich nur wüßte, was ich anziehen soll?"

„Emilchen!" rief unter allgemeinem Gelächter Cousine Anna — „mach Dir darüber keine Sorgen! Ich verspreche Dir die schönste Ballrobe von gesticktem Mull!"

„Ja, ja!" scherzte der Oberlehrer. „Ja! als Kuppelpelz, weil Du mich so außerordentlich gut

empfohlen hast! weißt noch? bei der Vorstellung an der Thüre des Ballsaales?"

Verlegen lachte Emilchen, hing sich an seinen Arm und fragte schmeichelnd:

„Kuppelpelz? Was heißt das, Vetter? — *Kuppelpelz?*"

Viertes Kapitel.

Die Novelle.

„Kusch! Packan! kusch! — komm' her mein Hundel! Komm!" rief der Wächter eines mäßig großen schlesischen Dorfes seinem Hunde zu, welcher mich mit Geknurr und Zähnefletschen begrüßte, als ich mich eines Nachts, während die Thurmuhr eben Eins schlug, demselben näherte.

Ich war auf einer Fußreise durch das schöne Schlesierland begriffen, theils um mich von den Anstrengungen meines Berufes zu erholen, theils um den Reichthum des Landes an zum Theil so vortrefflichen Heilquellen aus eigener Anschauung kennen zu lernen, so weit ich diese nicht schon aus früheren Zeiten kannte.

Natürlich lag im Orte Alles längst in tiefster Ruhe und der Wächter und sein Hund waren die

einzigen lebenden Wesen, die mir begegnten. Erfreut begrüßte ich jenen und bat ihn, mich nach dem besten Gasthofe zu führen.

„He?" fragte der etwas taube Hüther der nächtlichen Ruhe.

„Wo ist denn hier der beste Gasthof? Ich bin müde."

„Der beste Gasthof?" antwortete er mit unterdrücktem Lachen, „der ist nicht schwer zu finden, denn es hat nur einen hier, und der liegt grade neben der Pfarre."

„Nun! seid so gut und führt mich hin!"

„Gern, Herr! da hinaus!"

Der Weisung folgend, bog ich um die nächste Ecke und erblickte ein großes städtisches Gebäude, dessen hohe Parterrefenster mit Läden verschlossen waren bis auf zwei, aus welchen hellstrahlendes Licht drang.

Sehr befriedigt fragte ich: „Ist das der Gasthof?"

„Das? Da kennen sie die grüne Pappel schlecht, so heißt das Wirthshaus. Das da drüben ist ja ein dreistöckiges Schloß, die Fabrik des Herrn van der Mengen."

„Und was bedeutet denn der blendende Lichtschein zu so später Stunde?“

„Das will ich Ihnen sagen, Herr! das weiß ich selber nicht! Feuer kann's nicht sein, die Helle nimmt seit 3 Stunden nicht zu, nicht ab. Ich hab' gedacht, sie hätten die Gasflammen auszudrehen vergessen, denn sie brennen Gas — allein so alle Viertelstunden sehe ich Einen an die Fenster treten. Ich meine, es ist Herr van der Mengen selber. Warum es aber heute heller ist als sonst, und warum sie noch spät im Comtoir handthieren, das weiß ich wieder nicht. Da aber ist die grüne Pappel und nun wollen wir 'mal schütteln, daß die Maikäfer h'runter kommen, Ignaz! He! Natz!“

Wir mußten noch lange klopfen, oder die Pappel schütteln, wie mein nächtlicher Freund es nannte, bis sich mir die Thür erschloß, und ich für meine müden Glieder ein lang ersehntes Ruhelager erhalten konnte.

Während dies bereitet wurde, blickte ich zum Fenster hinaus. Links sah man in den Garten des Pfarrers und rechts erhob sich unter den niedrigen Hütten des Dorfes die stattliche Fabrik. Durch die dunkle Nacht strahlten noch immer die blendend

hellen Fenster des Comtoirs. Es gewährte mir eine Unterhaltung allerlei Ursachen zu entsinnen, die jene nächtliche Erleuchtung veranlaßt haben konnten.

Den eigentlichen Grund habe ich natürlich nicht errathen, und erst lange Zeit nachher hat mir Herr van der Mengen selbst erzählt, was es mit dieser Nachtarbeit für eine traurige Bewandniß hatte.

Der Wächter hatte recht gesehen. Es war Herr van der Mengen, der zu so später Stunde noch mit dem ersten Buchhalter, Herrn Emanuel Drucker in dem Comtoir beschäftigt war.

Sämmtliche Gasflammen des Lokales waren angezündet und verbreiteten in den sonst düstren Räumen eine strahlende Tageshelle.

Vor den Herren lagen aufgeschlagen die großen in graue Leinewand gebundenen Bücher mit metallenen Ecken, in denen jeder der beiden Herren für sich eifrig rechnete. Endlich waren sie mit ihrer Berechnung zu Ende und Beide zu demselben Resultate gekommen.

Mit tiefem Seufzer begann Herr Drucker:

„Ja, es unterliegt gar keinem Zweifel, daß unser Soll das Haben, die **Passiva** die **Activa** fast

erreichen, und wenn diese unglücklichen Conjuncturen noch lange andauern, so —"

„Lieber Emanuel!" unterbrach ihn Herr van der Mengen ernst und traurig, „lieber Emanuel! es bleibt nur Eins übrig! — Wir müssen das Geschäft aufgeben, die Firma: van der Mengen und Compagnie muß erlöschen."

„Firma erlöschen? Geschäft aufgeben?" ächzte entsetzt der Buchhalter, „nur das nicht! diese unselige Stockung der Geschäfte muß ja ein Ende nehmen, die Conjuncturen müssen besser werden, die überseeischen Bestellungen wiederkommen!"

Stumm schüttelte Herr van der Mengen das graue Haupt.

„Und wenn Sie nicht auf das Risiko hin," fing Emanuel wieder an, „das Geschäft fortführen wollen, so — so lassen Sie uns liquidiren, den Gläubigern 50, 75, 80 Procent bieten, dann behalten wir Mittel genug, trotz der Ungunst der Zeiten das Geschäft fortzuführen, die gegenwärtige Calamität zu überwinden."

Schmerzlich lächelnd legte van der Mengen die Hand auf die Schulter des greisen Dieners und Freundes, und fragte mit wehmüthiger Rührung:

„Emanuel! was hat Sie wohl dieser Vorschlag gekostet, von dessen Unausführbarkeit Sie doch so fest überzeugt sind, als ich selber?"

Er schlug dann eins der erwähnten großen Geschäftsbücher auf, und deutete auf die erste Seite. Auf dieser stand blos ein großes lateinisches C. und ein D. und darunter ein S. und C.

„Emanuel!" sagte er auf diese Buchstaben deutend sehr ernst: „Sie selber haben oft dies C. und D. geschrieben: Cum Deo! — Mit Gott haben wir das Geschäft betrieben, und mit Gott werden wir es jetzt aufgeben. Denn Sie wissen auch, daß die van der Mengens, als mein Großvater in's Land kam, den Wahlspruch der Hohenzollern: Suum cuique! angenommen haben. Das bedeutet, wie Sie wissen, das S. und C, — und Jedem das Seine: das wollen wir auch jetzt halten. Jedem soll das Seine werden! — Unterbrechen Sie mich nicht, lieber Emanuel, ich habe meinen Entschluß gefaßt. — Eins in's Andere gerechnet, und selbst wenn wir alle irgend zweifelhaften Ausstände nicht in Rechnung bringen, so lassen sich jetzt doch noch alle Passiva vollständig decken, und beim Verkaufe der Fabrik, der Kohlengrube und alles Sonstigen,

bleibt noch genug übrig, daß ich eine kleine Rente behalte, die für mich, für Amanda und für Sie, wenn Sie sich uns anschließen wollen, bei bescheidenen Ansprüchen hinreichen wird. Man braucht nicht viel, wenn man auf Alles Unnütze resignirt. Darum fahren Sie morgen früh, wenn Sie ausgeschlafen haben, hinüber zu dem Grafen Schwarzeneck, und suchen Sie mit ihm über den Verkauf aller Liegenschaften und der Fabrik einig zu werden. Das Gebot, das er schon früher gethan hat, wird er wohl noch etwas erhöhen, und wenn nicht, wird es auch so genügen. Sie haben unbedingte Vollmacht. Ich mache nur die eine Bedingung, daß alle Beamten, welche bleiben wollen, ihre Stellen behalten, und außerdem wünsche ich, daß das Geschäft des Verkaufes recht bald abgeschlossen wird."

Bei den letzten Worten konnte man ein leises Beben der Stimme hören. Er wendete sich rasch um, und verließ zum ersten Male seit vierzig Jahren, ohne Gruß das Comtoir.

Die Thüre hatte sich kaum wieder geschlossen, als der Buchhalter mit lautem Stöhnen auf seinen Sitz, von dem er sich halb erhoben hatte, zurück sank, während ein Strom von Thränen aus seinen

alten Augen schoß. Wieder rief er mit wahren Schmerzenstönen:

„Das Geschäft aufgeben! die Firma erlöschen lassen!" und senkte verzweifelnd das Haupt, denn mit unbarmherziger Klarheit sah er deutlich, daß es keinen anderen Ausweg gab, welcher mit Ehren zu betreten wäre. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen das Geschäft fortsetzen, wäre gewissenlos gewesen, und ein Liquidationsverfahren einzuleiten, mit seiner kaufmännischen Ehre unverträglich, obwohl er soeben diesen Vorschlag gemacht hatte.

Ganz gebrochen, wie zerschmettert, saß der alte Mann regungslos da, und murmelte halb bewußtlos immer die entsetzlichen Worte vor sich hin:

„Das Geschäft aufgeben! Die Firma: van der Mengen erlöschen lassen!"

Mit Anstrengung aller Geisteskräfte zwang er sich zu klarem logischen Denken, und wiederholte sich es so lange, daß es keinen, keinen anderen Ausweg gäbe, daß er endlich erschöpft, aber ruhiger gefaßt, sich zu erheben vermochte. Bleistift und Lineal legte er auf den gewohnten Platz, schloß die Schreibärmel in's Pult, und nachdem er einen Wachsstock

angezündet hatte, löschte er die Gasflammen eine nach der anderen.

Der Wächter ging eben wieder an der Fabrik vorüber und sah mit Befriedigung, wie es im Comtoir immer dunkler wurde, und zuletzt auch der Schimmer des Wachsstockes im Nebenzimmer verschwand. —

Etwas später als gewöhnlich vom Lager aufspringend, verließ ich das Haus, um vor dem Frühstücke eine Morgenpromenade zu machen. Im Vorübergehen am Kirchhofe fiel mir besonders ein schön gearbeites hohes Kreuz in die Augen, dessen Inschrift verkündete, daß seit zwei Jahren hier die Ruhestätte der Frau des Fabrikbesitzers van der Mengen sei. Der Anblick eines Friedhofes regt wohl Jeden zu ernsten Gedanken an, und so hatte ich das Nahen zweier Personen, eines älteren Herrn und eines kaum zwanzigjährigen Mädchens nicht bemerkt, bis sie mit einem Morgengruße an mir vorüberschritten, und auf einer Bank zur Seite jenes Kreuzes Platz nahmen. Wie ich errieth und wie mir bald bestätigt wurde, war es der Fabrikbesitzer und sein einziges Töchterlein, deren weiterer Anblick mir von den das Kreuz umgebenden Rosenbüschen entzogen wurde.

Später ist mir mitgetheilt worden, daß van der Mengen in jener schweren Morgenstunde der geliebten Tochter seine traurige Lage eröffnet hatte, und daß er, um als Ehrenmann das Geschäft aufzugeben, die Fabrik und Alles verkaufen müsse, daß Amanda jedoch hierbleiben könne, da Graf Schwarzeneck wahrscheinlich der Käufer der Fabrik sein werde und dessen zweiter Sohn Hugo um Amandens Hand angehalten habe. Nachdem Amanda aber mit Thränen erklärt hatte, diesen Antrag ablehnen zu müssen, waren Vater und Tochter überein gekommen, baldmöglichst die hiesigen Verhältnisse zu verlassen, und fern von hier in tiefster Zurückgezogenheit ein neues Leben zu beginnen.

Eine Stunde später ließ ich, im Fenster der gastlichen Pappel liegend, meine Blicke über den Pfarrgarten zu meinen Füßen schweifen, während ich zur Fortsetzung der Wanderung gerüstet auf meine Rechnung wartete. Das Zufallen der Gartenthür erregte meine Aufmerksamkeit und ich sah einen hochbetagten Herrn mit schneeweißen Locken eintreten. Die Haltung und Kleidung desselben verrieth, daß er dem geistlichen Stande angehörte, und als derselbe langsam näher kommend das ge=

beugte Haupt erhob und mit betrübtem Ausdrucke gen Himmel schaute, überraschten mich die Züge des Gesichtes, welche mir bekannt erschienen, ohne daß ich mir recht bewußt war, wo wir uns begegnet waren.

Die Erinnerung kam mir jedoch sogleich wieder, als der Pfarrer mit eigenthümlicher Geberde seine Schnupftabaksdose aus der Tasche zog und öffnete. Fast unwillkürlich rief ich:

„Herr Professor Klein, mein theuerster Herr Professor!"

Der Blick des Greises streifte meine Fenster, und beim Klange meiner Stimme hatte auch er, der vor vielen, vielen Jahren in meiner Vaterstadt mir ein gar lieber Freund und Lehrer war, mich wiederkannt, und rief: „I Ernst, Ernst! Sehe ich Dich einmal wieder, lieber Junge?"

Wohl fünf und zwanzig Jahre mochte es her sein, daß er mir die reichen Schätze der Literatur der alten Römer erschlossen und, wie durch einen Zauber wachgerufen, stand jene Zeit mit ihren Freuden und Leiden deutlich in frischen Farben vor mir. Ich erinnerte mich auch jetzt, kurz nach meinem Scheiden aus dem Vaterhause gehört zu haben,

daß mein damaliger Lieblingslehrer Klein aus Gesundheitsrücksichten die Lehrerstelle aufgegeben hatte und auf eine Landpfarre berufen war.

„Ich komme Vater Klein!“ rief ich hinab, und eilte, den lieben väterlichen Freund in die Arme zu schließen, der mich trotz der langen Zwischenzeit so schnell erkannt hatte, weil sich nach seiner Versicherung die Züge und der Ausdruck meines Gesichtes fast gar nicht verändert hatten.

Wenn man sich fünf und zwanzig Jahre lang nicht gesehen hat, giebt es des Mitzutheilenden gar viel und namentlich, wenn man wie ich bei der Trennung ein unreifer Jüngling war, und sich seitdem zum Mann entwickelt und sein eigenes Haus begründet hat. Es konnte natürlich nicht davon die Rede sein, daß ich heute weiter zöge. Im Gegentheile siedelte ich im Laufe des Tages in das freundliche Gaststübchen meines alten Lehrers über, und blieb mehrere Tage in dem traulichen Pfarrhause, welches Klein, mit einer Nichte, die seinen Haushalt führte, ganz allein bewohnte, da er unverheirathet geblieben war. Trotz der langen Entfremdung gestaltete sich schnell das alte trauliche

Verhältniß, und der Abschied am nächsten Morgen fiel mir wirklich schwer.

Meinen Reiseplan hatten wir in gemeinsamer Berathung ganz geändert und gekürzt, damit ich auf dem Rückwege noch einmal hier vorsprechen, ein Paar Tage bei meinem alten Freund verweilen, und doch zur festgesetzten Zeit daheim bei meiner Frau und meinen Kranken eintreffen könne.

Schon nach zwei Tagen stellte ich mich jedoch im Pfarrhause wieder ein, und wurde mit dem heiteren Zurufe empfangen. „J! Peter aus der Fremde! schon wieder da? trotz des unverwüstlich herrlichen Wetters! Nun sei herzlich willkommen, namentlich wenn Du desto länger bleiben willst!"

„Im Gegentheile! Uebermorgen lieber Pfarrer möchte ich heim!"

„Was übermorgen? Du hast mir ja erzählt, daß Du wohl noch acht Tage Urlaub hast von Deiner Herrin?"

„Wohl! Doch sehen Sie, ich kann nicht so lange fort bleiben. Es geht mir immer so. Weiß nicht, ob alle Kollegen dasselbe fühlen? Wenn ich einmal mich zu einer kleineren oder größeren Reise entschließe und endlich im Wagen sitze, empfinde ich

eine fast kindische Freude, ein unbeschreibliches Entzücken einmal frei zu sein, und den Doctor daheim gelassen, nicht blos mit ärztlichem Blicke die Menschen darauf ansehen zu müssen, ob sie krank sind, und was ihnen fehlt. Dies Gefühl von Freiheit ist entzückend. Die ganze Welt sieht sich mit anderen Augen an. So geht es fort ins Weite — einen Tag, zwei Tage! Am dritten Tage regt sich wieder das Verlangen, 'mal ein Recept zu schreiben, einem Kranken an den Puls zu fühlen! — Am vierten, fünften aber läßt die Sehnsucht nach der Heimath und der gewohnten Thätigkeit sich kaum noch bewältigen. Ich komme mir im Müßiggange so unnütz vor und mit Gewalt zieht mich's zurück zur Arbeit."

„Ja, so geht es lieber Ernst!" stimmte der Pfarrer lächelnd bei und setzte als Erklärung hinzu: „Das Nichtsthun und das Müßiggehen will auch gelernt sein, und für Viele ist es Gott sei Dank! gar eine schwere Kunst. Ich bekomme auf Reisen auch stets ein unüberwindliches Verlangen nach meinen Pfarrkindern und nach meinem Arbeitstische, und kehre immer einen Sonntag früher heim, sehr zur Befriedigung des Kollegen, der es über-

nommen hat, an meiner Statt zu predigen. Nun laß uns aber bei einer Flasche Ungarweines den köstlichen Abend in der Laube dort genießen."

Es war ein reizendes Plätzchen. In einer Ecke des mäßig großen Gartens war auf einem kleinen Hügel eine mit Schlingpflanzen überzogene Laube errichtet, hier saßen wir vom Duft der blühenden Winden umweht und schauten in die Wiesenflächen hinaus, die durch geschäftige Landleute und hoch beladene Heuwagen eine anmuthige Staffage erhielten, und als die Sonne sich neigte, belebten die Fläche bis zu den nächsten Hügeln die unter dem Geläute ihrer Glocken heimkehrenden stattlichen Viehherden. Die letzten Strahlen der Abendsonne vergoldeten die weißen Locken des Pfarrers, der als vom nahen Thurme das Geläute der Abendglocke durch die stille Landschaft zitterte, sein schwarzes Käppchen abnahm und andächtig die Hände faltend sein Tagewerk beschloß.

Auf derselben Stelle saßen wir am nächsten Morgen wieder. Der Pfarrer mit dem frischen Greisenantlitz eine holländische Thonpfeife in der Hand, während ich behaglich die Wölkchen der moderneren Cigarre in die Lüfte steigen ließ. Plötzlich

hielt der Pfarrer in seinem lebendigen Redeflusse inne, und mit reizender Freundlichkeit aufstehend, begrüßte er ein sich unserem Sitze näherndes junges Mädchen, das er mir als Fräulein Amande van der Mengen vorstellte.

„Ei, Gott grüße Dich, mein liebes Töchterchen! Ich habe schon bedauert liebe Amanda, daß ich wohl nicht mehr oft die Freude haben werde, Dich zu mir kommen zu sehen.“

Das anmuthige Mädchen senkte das Köpfchen, und mit liebevollem in Thränen schimmernden Blicke sprach sie zögernd:

„In der That, mein theurer hochverehrter Freund und Lehrer! ich werde wohl nicht oft mehr kommen. Papa will schon in wenig Tagen fort. Der gute Drucker soll das Geschäft der Uebergabe, und was sonst noch zu besorgen ist, allein leiten. Dem Papa wäre es zu schmerzlich. — Nun komme ich zu fragen, ob Sie und Minna uns nicht noch einmal die Freude machen wollen, heute Mittag bei uns zu essen? — Zum letzten Male!“ fügte sie mit erstickter Stimme und gewaltsam hervorbrechenden Thränenstrome hinzu.

„Gewiß, mein liebes Kind! gewiß ich werde

kommen!" entgegnete der Pfarrer heiter, die eigene Bewegung bemeisternd. „Ob auch Minna kommen wird, ist zweifelhaft. Da sie heute früh schon nach der Stadt gefahren ist, mit einer ganzen Tasche voller Geld. Wie nöthig der Besuch des Jahrmarktes ist, wirst Du besser beurtheilen können, als ich, aber sehr nothwendig muß es wohl sein, da Minna hingefahren ist, obgleich wir diesen lieben Gast im Hause haben, darf ich ihn mitbringen?"

„Ei gewiß! Ich bitte sehr, und auch Papa wird sich von Herzen freuen."

„Aber nicht wahr" — fuhr die sich Verneigende zögernd fort — „nicht wahr, Punkt halb ein Uhr? Sie wissen, der Papa wartet nicht gern und heute dürfen wir ihm am wenigsten die Laune stören. Der Arme trägt schon schwer genug!"

Der Pfarrer geleitete die wieder in Thränen Ausbrechende durch den Garten, und zurückgekehrt gab er mir in wenig Worten Aufschluß über den Grund der Thränen Amanda's. —

Die Mittagstafel war im Garten, nahe dem Wohnhause, auf einem von einem dichten Kranz von Linden überschatteten freien Platze, für zehn Personen gedeckt.

Außer dem Pfarrer, Fräulein Minna und mir waren der Buchhalter Drucker und noch vier jüngere Beamte eingeladen.

Klein hatte mich vor der bestimmten Zeit in den Garten geführt und auf dem Lindenplatz gelassen, während er selbst in das Haus ging, um Herrn van der Mengen in Geschäften noch zu sprechen.

Ich musterte einstweilen die mit schneeweißem Tischtuch bedeckte und mit Blumen verzierte Tafel, die sehr einladend aussah. Durch das Grün fallende Sonnenstrahlen tanzten über die blitzenden Krystallflaschen und silbernen Geräthschaften, je nachdem ein leiser Luftzug die Lindenzweige hin und her bewegte.

Ein älterer Herr, in dem ich nach der Beschreibung dem Buchhalter erkannte, trat mit vier jüngeren Begleitern aus dem nächsten Bosket, als die weit hin hörbare Fabrikuhr zum Schlagen ausholb. Ich stellte mich selber vor, und mit dem Glockenschlage halb Eins! öffnete ein Diener die Saalthüre des Hauses, in welcher Hand in Hand Herr van der Mengen und der Pfarrer erschienen, dicht gefolgt von Amanden, die dem Diener noch irgend einen Auftrag zuflüsterte.

So waren die Herren einen Augenblick früher an den Tisch getreten, und nachdem Herr van der Mengen mich willkommen geheißen hatte, wendete er sich zur Tochter zurück mit der Frage:

„Ei, ei! Feierst Du heute einen besonderen Festtag, daß Alles so schön geschmückt ist?"

Lächelnd mit verhaltenen Thränen nickte Amanda, und als wir um den Tisch placirt waren, falteten sich Aller Hände.

Der Geistliche sprach ein kurzes Tischgebet, erhob aber nach dem Amen noch einmal die Stimme, um in herzlichen Worten zu verkünden, daß die Wirthin ihn dem Auftrag gegeben habe, die Anwesenden darauf aufmerksam zu machen, wie allerdings ein besonderes Fest gefeiert werde. Denn heute seien es gerade acht und vierzig Jahre, daß der von ihnen Allen hochgeschätzte und als Freund verehrte Herr Emanuel Drucker als Lehrling ins Geschäft getreten sei. Die Verdienste desselben hervor zu heben, und einen Toast auf sein Wohl auszubringen, müsse er einem späteren Redner überlassen, er habe nur jene Thatsache zu berichten, und wolle ganz privatim die Hand seines alten Bekannten und Freundes drücken.

Es betheiligten sich aber all die Anwesenden an diesem Privatgeschäfte, und in den feuchten Blicken des Prinzipals las Drucker dessen Dank und Bedauern, daß es ihm nicht vergönnt sein sollte, auch das nahe funfzigjährige Jubiläum des wackren Dieners zu feiern.

Nachdem Amanda die Suppe vertheilt hatte, sprach sie auf den leer geblieben Platz deutend ihr Bedauern aus, daß des Pfarrers Nichte Minna noch nicht aus der Stadt zurückgekehrt sei, sie hoffe jedoch, dieselbe werde bald kommen.

Während die Wahrscheinlichkeit ihres Eintreffens besprochen wurde, ertönten vom Hofe her flüchtige Hufschläge, und die Gesellschaft erging sich in Vermuthungen über den eben Angekommenen, als ein kläffendes Hundegebell diese Frage beantwortete. Denn Jeder sprach im Herzen die Vermuthung aus, die Herr van der Mengen mit den Worten: „Aha! Der Doctor und sein Hund!“ laut werden ließ.

Wenige Augenblicke später trat mit fröhlichem Gruße in der That der junge Doctor Möller an den Tisch, begleitet von einem nicht großen, aber sehr häßlichen Hunde von unbestimmter Raçe, und rief:

„Es heißt zwar Sero venientibus ossa! zu deutsch: Wer nicht kömmt zu rechter Zeit, der muß essen, was übrig bleibt! und ein anderes Sprichwort placirt die ungeladenen Gäste gar unter den Tisch. Da die Herrschaften aber noch bei der Suppe sind, habe ich wohl nicht viel versäumt, und dies noch leere Couvert läßt mich hoffen, daß es an der Einladung am Tische Platz zu nehmen, nicht fehlen wird!"

Mehr oder weniger freundlich, oder auch mit schlecht verfehlter Abneigung wurde nun der Doctor von den Anwesenden begrüßt, und vom Wirthe aufgefordert, einstweilen den leeren Platz einzunehmen, da der erwartete Gast, Fräulein Minna, noch nicht erschienen sei.

„Ah! Fräulein Minna!" wiederholte der Doctor. „Darum liegt auch das zierliche Sträußlein auf dem Couvert! Da ich jedoch die Erlaubniß habe, den Platz der Dame einzunehmen, so hoffe ich mir auch das Sträußlein aneignen zu dürfen? Nicht so, Fräulein Amanda?" fragte er mit verbindlicher Verneigung.

„Oh nein!" erwiederte die Dame hastig und erröthend, „ich habe das Bouquet ausdrücklich für meine liebe Minna gebunden, und muß recht sehr bitten."

„Nun, nun!“ murmelte der Doctor sichtlich geärgert fast unhörbar:

„Nun, nun! man frägt doch 'mal!“

Ein schadenfrohes Lächeln der jüngeren Herren verrieth deren Freude über die Abweisung des Doctors, dem van der Mengen mit den Worten über die kleine Beschämung forthelfen wollte:

„Erlauben Sie lieber Doctor, Sie mit Herrn Doctor Fichtner aus der Residenz bekannt zu machen. Ein Freund und früherer Schüler unseres lieben Pfarrers!“

Doctor Möller erwiederte meine Verneigung mit kurzem Kopfnicken, und warf mir einen etwas hochmüthigen Blick zu, nahm aber weiter nicht die geringste Notiz von mir, weshalb ich mich auch nicht veranlaßt fühlte, irgend ein Wort an ihn zu richten, zumal ich sehr bald mit meiner Tischnachbarin in eine lebhafte Unterhaltung gerieth.

Die Uebrigen führten ein allgemeineres Tischgespräch, wenn auch gerade kein heiteres, da einen Jeden, vielleicht den Doctor Möller ausgenommen, der schmerzliche Gedanke beschäftigte, daß diesem Mahle kein anderes ähnliches folgen werde.

Bei der Unterhaltung wurden meist Ereignisse

von durchaus lokaler Färbung erörtert, blos Doctor Möller bemühte sich mehrmals vergeblich, Dinge von allgemeinem Intresse, namentlich die umdüsterte politische Lage des Vaterlandes zur Sprache zu bringen.

Die Art und Weise, wie er seine meist barokken Behauptungen und unreifen Ansichten zu Tage brachte, war so abgeschmackt, daß ich mit stillem Lächeln den junger Mann, er mochte noch nicht dreißig Jahre zählen, betrachtete. Das blühende Gesicht von blondem Haar und blondem Barte eingefaßt, wäre nicht häßlich gewesen, hätten ihm die listigen grauen Augen und ein stehendes sarkastisches Lächeln nicht etwas Abstoßendes gegeben.

„Sie sehen" flüsterte mir meine Nachbarin zu „den Doctor Möller mit so mocquantem und doch mitleidigen Ausdruck an, Herr Doctor, kennen Sie ihn so genau?"

„Ich sehe ihn heute zum ersten Male, Fräulein, aber ich machte eben meine Betrachtungen darüber, woher es wohl kommen mag, daß die Erscheinung des Kollegen in ihren Einzelheiten eher hübsch als häßlich zu nennen ist, und doch keinen angenehmen Eindruck macht?"

„Der Grund wird wohl der sein, daß es mit seinen geistigen Eigenschaften gerade ebenso ist" erklärte das Fräulein leise. „Sehen Sie, obgleich ein recht guter Arzt, und, wie ich glaube, im Besitze ausgebreiteter und vielseitiger Kenntnisse, auch mit fließender, lebendiger Redegabe augestattet, stößt er doch meistens mehr ab, als daß er irgend eine Anziehung ausübt. Wer sich von seinem brüsken, absprechenden Wesen nicht beständig unangenehm berührt finden soll, muß ihn schon genauer kennen, oder Gelegenheit gehabt haben, seine mancherlei wirklich schätzenswerthen Eigenschaften zu erproben."

„Also besitzt er doch solche?"

„Ohne Frage! zum Beispiel: große Zuverlässigkeit und wahrhaft unermüdliche Treue und Uneigennützigkeit in Ausübung des ärztlichen Berufes."

„Nun, ist das nicht die Hauptsache bei einem Arzte?"

„Gewiß! und ist sehr achtungswerth, doch wird er drum nicht liebenswürdiger; denn seine Schwächen machen ihn trotzdem geradezu unerträglich."

„Seine Schwächen? hat er deren mehrere?" fragte ich lächelnd.

„Die Hauptschwäche des Doctors ist Eitelkeit und Ueberschätzung seiner Person und Alles dessen, was ihm gehört oder von ihm ausgeht.“

„Ist er verheirathet?“

„O nein! und wird auch schwerlich eine Frau bekommen. Seine Ueberschätzung, soweit sie lebende Wesen betrifft, beschränkt sich daher jetzt nur auf sein Pferd und seinen Hund.“

„Der allerdings ist gerade nicht auffallend schön zu nennen.“

„O nein! Er ist mordhäßlich und ein unausstehlicher Kläffer, dumm und naschhaft! Aber er gehört ihm und ist deshalb in seinen Augen ein Ausbund von Schönheit, Klugheit und Dressur!“

„I nun! Ob das Thier schön oder nicht schön gefunden wird, das ist Geschmacks Sache, Fräulein!“

„Gewiß, doch ist es kaum sein eigener Geschmack. Aber auch seine sonstigen Besitzthümer erscheinen ihm unvergleichlich besser, als die anderer Leute; so ist nach seiner Meinung die Aussicht seiner Wohnung in der ganzen Stadt die schönste, seine Instrumente, seine Uhr, seine immer höchst geschmacklose Kleidung, Alles gilt ihm besser und schöner, als das Besitzthum Anderer!“

„Das ist im Grunde ja beneidenswerth, und dieser Wahn kann den Kollegen glücklich machen, ohne Anderen lästig zu werden!"

„Er könnte! Allein Doctor Möller liebt es, die vermeintlichen Vorzüge seiner Besitzthümer häufig hervorzuheben, und, was vielleicht nur die Consequenz davon ist, er überträgt diese Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit des Seinigen auch auf seine Urtheile und absprechenden Behauptungen."

„So scheint es! Da sagt er eben: Das weiß ich besser!"

„Dies — und: Ich irre mich nie! pflegt er oft im Mund zu führen," versicherte Anna lächelnd, „oder es sind solche Gedanken häufig in den Zügen seines Gesichtes zu lesen."

„Dies wenig angenehme Wesen aber, Fräulein van der Mengen, wird doch wohl überwogen durch die von Ihnen zugestandenen vortrefflichen Eigenschaften?"

„Bei näherer Bekanntschaft vielleicht, und dieser Umstand mag der Grund sein, weshalb ihm von den älteren Herren mit Wohlwollen und Anerkennung begegnet wird, während alle jungen Leute es kaum verbergen können, daß ihnen die Person des

Doctors unangenehm und zu Zeiten selbst lächerlich erscheint. Wehe übrigens Demjenigen, der sich etwa zu einer spöttelnden Bemerkung hinreißen läßt, denn mit rücksichtsloser Schärfe und vernichtendem Witze weist er jeden Angriff siegreich zurück."

„Schade!" sagte ich halblaut, „schade! Alles zusammengenommen scheint der Kollege doch nicht sehr liebenswerth!"

„O nein," entgegnete Amanda lebhaft, „achtungswerth vielleicht, aber im höchsten Grade unliebenswürdig, und soll nicht der Arzt darnach streben, gut und liebenswerth zu sein?"

„Das sollen wir Menschen alle!" gab ich lächelnd zur Antwort.

„Ja, aber Sie Aerzte ganz besonders! — Ein Doctor, der nicht liebenswürdig ist und nicht von vorn herein Vertrauen erweckt, der ist sehr zu beklagen und schwächt selber seine Wirksamkeit. Ist es nicht so?"

„Ich glaube Sie haben Recht!" erwiderte ich nachdenklich.

Genauer beobachtete ich nun das Benehmen des Kollegen, welcher bald die Unterhaltung an sich riß und in recht unangenehmer und verletzender Weise

Allem widersprach und jede andere Ansicht, jedes von dem seinigen abweichende Urtheil mit rücksichtsloser Sicherheit verwarf und als Unsinn bezeichnete. Und doch hatte das Fräulein so viele gute Eigenschaften von ihm gerühmt — allein er war und gab sich recht unliebenswürdig! — Mit wahrem Mitleiden betrachtete ich ihn und konnte es nun vollends nicht über mich gewinnen, mich ihm zu nähern, da sich unser Verkehr ja doch auf wenige Worte beschränken mußte.

Herr van der Mengen klopfte jetzt mit dem Messer an sein Glas und brachte einen Toast auf seinen lieben erprobten Freund, Emanuel Drucker, aus, der seit acht und vierzig Jahren ein Genosse seines Hauses, sich in der langen Zeit mit seltener Treue bewährt habe.

Nach dem Aneinanderklingen der Gläser wurde die Tafel aufgehoben, und während Fräulein Amanda in das Haus verschwand, trat die Gesellschaft in kleinern Gruppen zusammen. Doctor Möller, die Kaffeetasse in der Hand, gesellte sich zu den jüngeren Herren, bei denen er durch gewagte Behauptungen und die keckste Ueberhebung, sichtliche Mißstimmung hervorrief. Einer der Herren begann eben in ge-

reiztem Tone eine etwas scharfe Entgegnung, als zum Glück ein Diener die Meldung brachte, die Frau Steiger Krause lasse den Herrn Doctor um einen Besuch bitten, weshalb er fragte, ob etwa sein Pferd gesattelt werden solle?

„Doch nicht, Christoph! — ich werde zu Fuß gehen, es ist ja nur eine Viertelstunde bis nach Steigers Hof. Ich muß unterwegs noch zwei Kranke besuchen. In einer kleinen Stunde bin ich dort.“

„Nur noch zwei Worte, lieber Möller!“ bat Herr van der Mengen, indem er des Doctors Arm ergriff und ihn und Drucker etwas seitwärts führte.

Dann sagte er:

„Ich halte es für meine Pflicht, lieber Herr Doctor! Ihnen für die mehrjährige Sorgfalt, mit der Sie über das Wohl aller zur Fabrik Gehörigen gewacht haben, von ganzem Herzen noch besonders zu danken und Sie zu bitten, auch nach meinem Fortgange aus hiesiger Gegend Ihre Thätigkeit und Umsicht der Fabrik zu erhalten. Freund Drucker wird Ihnen gelegentlich Auskunft geben über die Gründe meines Ausscheidens, denn noch weiß kaum Jemand außerhalb der Fabrik, daß dieselbe verkauft ist

und noch im Laufe dieser Woche die Uebergabe stattfinden wird. Ich habe die Bedingung gestellt, daß alle Beamte, mithin auch Sie, lieber Doctor, in ihrer Stellung bleiben können. Alles Uebrige wird Ihnen Drucker mittheilen, und ich sehe Sie wohl noch heute Abend?"

„So wollen Sie diese Gegend ganz verlassen?" fragte der Doetor mit einem Klange von Bedauern in der Stimme.

„Ich ziehe in der nächsten Woche in die Residenz!" bei diesen Worten fühlte sich auch Herr van der Mengen weich werden; er setzte deshalb nichts weiter hinzu, sondern fragte nach einer kurzen Pause:

„Sagen Sie, lieber Doctor, warum haben Sie kein Wort mit dem Kollegen Fichtner gesprochen?"

„Kollege?"

„Ja! Herr Doctor Fichtner ist zudem ein ehemaliger Schüler Klein's."

„Ich mag aber diese Doctoren der Weltweisheit, diese höheren Schulmeister nicht!"

„Dr. Fichtner ist aber Arzt!"

„Nicht möglich!" rief Möller überrascht, und sah sich nach dem ärztlichen Kollegen um. Ich

hatte mich jedoch mit dem Pfarrer Klein in das Gewächshaus begeben.

Einen ziemlich großen Handkorb am Arme, schlüpfte bald darauf Fräulein Amanda an den Fenstern desselben vorüber, und verließ den Garten durch eine in das angrenzende Gebüsch führende Thür. Den sanft geschwungenen Weg entlang eilte sie an einer Hügelkette vorbei nach der Wohnung der Frau Krause.

Diese war eine fast nur von den Unterstützungen des Fabrikherrn lebende Wittwe eines Bergmannes, der es durch Fleiß und Solidität zum Besitze eines kleinen Häuschens gebracht, und durch seine Intelligenz und Zuverlässigkeit vor einer Reihe von Jahren eben den Posten des Steigers erlangt hatte, als er im Kohlenschacht verunglückte und sein Leben einbüßte.

Frau Krause lag, von Gicht und Wassersucht seit lange an's Bett gefesselt, auf ihrem Schmerzenslager, als das junge Mädchen mit freundlichem Gruße eintrat.

„Ei, wie gut!“ rief ihr die Kranke entgegen, die dargebotene Hand mit Thränen küssend, „wie lieb ist es von Ihnen, liebes gnädiges Fräulein,

daß Sie noch zu mir alten Frau kommen. Es hat mir heute Nachmittag erst die alte Schönen, die Wäscherin, erzählt, daß Sie bald fortziehen von hier, und ich hatte mich schon drein ergeben, hier auf Erden meinen lieben Engel nicht mehr wiederzusehen, weil ich von diesem Lager schwerlich wieder aufkommen werde."

„Es wäre auch" — setzte sie resignirt hinzu — „für mich das Allerbeste!"

„Oh nicht doch, Mutter Krause! Sie werden mit Gottes Hülfe gewiß wieder gesund! Was sagt denn der Doctor?"

„O der! Spaß macht er, und Scherze hat er für mich, aber helfen kann er mir auch nicht! — Indessen wollen wir nicht von mir reden. Also Sie ziehen fort, mein liebes Fräulein? Wie soll die ganze Gegend, und namentlich wie sollen alle Armen und Kranken ohne ihren Schutzgeist leben? — Ach! und wie wird es Ihnen in der Fremde gehen?"

In ähnlicher Weise plauderte die Kranke noch ein Weilchen fort, während das Mädchen, mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, kaum zuhörte.

Diesen trüben Gedanken sich mit großer An-

strengung entreißend und mühsam ihre Bewegung bemeisternd, fragte Amanda plötzlich:

„Haben Sie von August noch immer keine Nachricht?“

„Leider Gottes nicht!“ lautete die Entgegnung. „Seit er vor fünf Jahren so plötzlich verschwand, habe ich keine andere Nachricht erhalten, als die Herr Drucker von der Reise mitbrachte, daß sich August in Hamburg von ihm getrennt und nach Amerika eingeschifft habe. Herr Drucker brachte ja die Abschiedszeilen, welche wir schon hundertmal zusammen lasen. Natürlich weiß ich sie längst schon auswendig, und doch habe ich allein sie mehr als tausendmal durchlesen. Weil August keine näheren Gründe für seine plötzliche Abreise ohne Abschied angiebt und blos bestimmt versichert, was Herr Drucker auch bestätigt, daß sein Fortgehen ganz nothwendig gewesen wäre, und da mir dieser auch wiederholentlich geschworen hat, daß dem armen Jungen durchaus kein Vorwurf irgend einer Art zu machen wäre, so bin ich außer Stande zu ersinnen, was ihn zu diesem Schritte gezwungen haben kann.“

„Eigentlich können Sie freilich auch keinen Brief von Augnst erwarten, da er ja bei seinem

räthselhaften Verschwinden erklärt hat, er werde erst dann schreiben, wenn er sich wieder eine feste Stellung erworben habe und in sicherer Lage sei."

„Ja!" seufzte die Mutter „und im Falle er früher sterben sollte, werde er Veranstaltung treffen, daß mir sein letzter Gruß zukomme! — Das beweist aber, daß er noch immer nach einer sorglosen Stellung ringt, der arme August."

„Ja, freilich, doch es ist auch wenigstens der schlimmste Fall noch nicht eingetreten. Wir dürfen immer noch fröhlich hoffen, und Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden!"

„Gott gebe es!" sprach die Alte, die Hände faltend, und fuhr nach einer Pause fort: „Aber jetzt erzählen Sie mir, liebes Fräulein, wie Ihre neue Heimath aussieht! Nicht wahr? Sie ziehen in die Residenz?"

„So ist es beschlossen. Ein Geschäftsfreund des Vaters hat für uns eine Wohnung gemiethet. Wie er schreibt, ein kleines Haus in einem Garten nah' der Eisenbahn. Das ganze Häuschen ist neu eingerichtet und so hoffe ich, daß es Papa recht behaglich werden soll. Ich werde mich freilich stets

hierher zurücksehnen, wo ich eine so glückliche Kindheit verlebte, und so viele Freunde habe."

„Gewiß, liebes Fräulein, gerade so viele Freunde, als Bekannte!" versicherte die Alte mit Thränen, zärtlich die Hand der auch weinenden jungen Dame streichelnd. „Aber" fuhrt sie fort, „ich muß Sie jetzt an den Rückweg erinnern, denn es wird bald Dämmerung werden."

„Muß ich schon gehen?"

„Ja, liebes Fräulein, und Gott segne Sie, und lohne Ihnen Alles, was Sie an mir und August gethan haben. Von gestern ist noch ein Körbchen und Geschirre da —"

„Das behalten Sie nur, liebe Frau Krause, und diesen Korb hier auch. Sie finden darin einige warme Kleidungsstücke und etwas aus meiner Sparbüchse. Aber Sie müssen die Kleinigkeit auch gewiß verbrauchen. Ehe dies zu Ende geht, werde ich mehr schicken."

In diesem Augenblicke wurde an die Thür geklopft, und bevor die in leichtem Schreck zusammenfahrende Amanda: Herein! sagen konnte, trat schon Doctor Möller in das Zimmer.

„Schönen guten Abend! — Ach! mein Fräulein,

finde ich Sie hier? Das trifft sich gut, denn ich hoffe, Sie werden mir gestatten, Sie auf dem Rückwege zu beschützen? — Und wie geht es Ihnen, liebe Frau Krause?" fuhr er, sich zum Bette wendend, fort. — „Immer noch beim Alten? Na, ich habe ein souveränes Mittel mitgebracht, das gewißlich helfen wird. Etwas ganz Neues! Wie steht's mit den Schmerzen? Lassen Sie mich doch den Puls fühlen."

Während er so um die Kranke beschäftigt war, und deren Klagen über zunehmende Schlaflosigkeit und einige neue Symptome, welche die Leidende sehr beunruhigten, anhörte, auch das Geeignete gegen diese Beschwerden verordnete, bereitete Fräulein Amanda sich zum Gehen und stand des Begleiters harrend am Fenster.

Dieser hatte sein Gespräch mit der Kranken und seine Anordnungen beendigt und wandte sich mit einer Verbeugung um: „Mein Fräulein! Ich stehe zu Befehl!"

Amanda schlang noch einmal ihre Arme um die Leidende, und küßte die bleichen Wangen, vermochte jedoch vor Bewegung nichts weiter hervorzubringen, als: „Gott segne Sie!" und „Auf Wie-

versehen!" dann verhüllte sie die Augen, und verließ das Zimmer.

Bedächtig folgte Möller, und schritt in tiefen Gedanken neben der Stillweinenden hin, der er wegen ihrer Bewegung nicht den Arm zu bieten wagte. Als Amanda etwas Beruhigung gewonnen hatte, erhob sie die Augen zu ihrem Begleiter mit der Frage: „Ist gar keine Hülfe möglich oder wahrscheinlich?"

„Keine, Fräulein Amanda. Bevor der Herbst kömmt, wird Frau Krause erlöst und mit ihrem Sohne vereinigt sein."

„Mit ihrem Sohne?" fragte das junge Mädchen und fuhr unwillkürlich mit der Hand nach dem Herzen.

„Ja!" versicherte der Doctor, „ja mit ihrem Sohne, der ihr ja schon vor fünf Jahren vorangegangen ist. Das weiß ich ganz genau!"

„Das wäre sehr traurig!" flüsterte Amanda, und fuhr lauter fort: „Aber Herr Drucker versichert ja, er sei nach Amerika gegangen!"

„Freilich hat das Drucker gesagt, aber nicht, daß er in Amerika angekommen ist. Vielmehr hatte August Krause sich auf der Austria einge-

schifft, und Sie wissen, das war das Hamburger Dampfschiff, welches so unglücklich mitten auf dem Meere von Flammen verzehrt wurde; und, nachdem man die Namen der wenigen Geretteten erfahren hat, und sein Name unter diesen nicht genannt ist, kann es gar nicht bezweifelt werden, daß August Krause bei dem Unglücke auch zu Grunde gegangen ist. — Aber darf ich mir erlauben, Ihnen meinen Arm anzubieten?" setzte er hinzu, da es ihm nicht entgehen konnte, daß das schöne Mädchen an seiner Seite zu schwanken begann und kaum noch im Stande war, den Weg fortzusetzen. Dennoch lehnte sie seine Unterstützung ab, und nach momentanem Zögern schritt sie weiter.

Das Gespräch verstummte.

Beide gingen schweigend neben einander her. Der Doctor überlegte bei sich, ob es gerathen sein möchte, noch heute, bevor Amanda diese Gegend verlasse, um ihre Hand zu werben. Denn er liebte sie im Stillen mit aller Wärme, deren er überhaupt fähig war, und zweifelte nicht, daß sie ihn und seine Vorzüge auch hinlänglich zu würdigen wisse, um ihm, wenn nicht heiße Gegenliebe, doch wenigstens sehr gern ihr Jawort zu geben."

Der Gedanke, daß sie eines anerkannt sehr reichen Mannes einziges Kind, und Möller selbst ganz unbemittelt sei, weshalb er wohlthun würde, sich eine begüterte Gattin zu wählen, war ihm noch kaum gekommen. Immer aber mußte es angenehm sein, die Hand eines reichen Mädchens zu erhalten.

In sein Sinnen verloren, hatte er nicht bemerkt, daß Amanda beim Kreuz rechts abgebogen war, und beide nun auf dem gelind ansteigenden Wege dem Gipfel des Berges zuschritten.

Ueberrascht blieb er daher stehen, als sie aus den Büscheu heraustraten, und im letzten Schimmer der Abendröthe die wahrhaft paradiesische Rundsicht vor ihnen lag.

Im Vordergrunde, halb über Wiesen und Felder zerstreuet, halb in Gärten versteckt, das Dorf und die Fabrikgebäude, und an verschiedenen Stellen bald näher, bald ferner aus Baumgruppen hervorsehend zahlreiche Kirchthürme, und darüber in mehreren Reihen immer höher ansteigende Hügel und schöngeformte Bergketten, welche zuletzt noch von dem in violetten Duft gehüllten Hochgebirge überragt wurden.

Amanda rief unwillkürlich: „O Gott! wie wunderbar schön ist das!"

Wieder verstummt, schwelgte sie in dem Anblick, und als schon die Farben der Beleuchtung hier und dort zu verblassen begannen, rang sich aus ihrem vollen Herzen der Seufzer los: „Und das Alles soll und muß ich nun verlassen?"

Da ergriff der junge Arzt ihre Hand, und sprach mit sanfter Stimme:

„Nein, mein Fräulein, nein! Sie müssen nicht! Es giebt ein Mittel, Ihnen den Abschied zu ersparen, wenigstens die Trennung ganz kurz zu machen. Wollen Sie hierbleiben? hier in der Gegend für immer wohnen, und zugleich mich, Ihren Freund, zum Glücklichsten —"

„Bitte, bitte!" unterbrach ihn das schöne Mädchen leise schluchzend: „bitte, Herr Doctor! reden Sie nicht aus. Lassen Sie mich Ihnen um Gotteswillen erst zwei Dinge sagen. Nämlich, daß mein Vater diese Gegend verläßt, weil er sein ganzes Vermögen verloren hat. Ich bin folglich ein ganz armes Mädchen, das sogar keine Mitgift hat und wollte sich Jemand auch großmüthig darüber hinwegsetzen, so habe ich nicht einmal ein Herz ent-

gegenzubringen, denn ich habe das meine schon vor Jahren verschenkt, und bin so gut wie verlobt. Drum lassen Sie uns Freunde bleiben, aber eben auch nur Freunde!"

Trotz aller gewohnten Sicherheit hatte der Doctor doch einigermaßen die Fassung verloren, und als Amanda sich zum Weitergehen wandte, folgte er mit einem unangenehmen Gefühle der Täuschung und Beschämung.

Daß Amanda den Tod Augusts bis jetzt kaum für möglich gehalten hatte, und daß dieser es war, dem ihr ganzes Herz schon seit ihren Kinderjahren gehörte, konnte er nicht wissen, daher vermochte er auch nicht zu ahnen, wie unendlich schmerzlich sie von der Mittheilung über den sicheren Tod des Geliebten betroffen wurde, und daß deshalb dieser Augenblick der aller ungünstigste war, den der Doctor zu seiner Bewerbung hätte wählen können.

Wenn im Hinaufsteigen schon kein Gespräch zu Stande gekommen war, so waren beide Spaziergänger jetzt innerlich noch lebhafter beschäftigt, und stiegen ohne weitere Mittheilung zum Garten hinab.

Erst dicht am Hause überwand sich Amanda und bat, dem Doctor die Hand reichend:

„Nicht wahr, Herr Doctor, Sie zürnen mir nicht? und wir bleiben gute Freunde?“

Auch den Doctor kostete es einige Ueberwindung, möglichst unbefangen zu sagen, indem er die Hand des Mädchens an seine Lippen führte:

„Gewiß, Fräulein! denn wenn auch der erste ihrer Gründe keiner ist, so mag der zweite für jetzt doch gewichtig genug sein, um jeden anderen Wunsch in mir zum Schweigen zu bringen, als den, daß es Ihnen auch fern von uns, recht gut gehen, und daß Sie recht glücklich werden mögen!“

Einem sich so eben nähernden Diener gab er den Auftrag, sein Pferd zu rüsten und fragte, ob er nicht wisse, wo sein treuer Wolf sei, da er den Hund seit dem Mittagessen vermisse?

„Ja, Herr Doctor!“ war die lächelnde Antwort „Ja! der treue Herr Wolf sind in der Küche!“

Nur mühsam konnte Amanda, bei dem doppelten Schmerze über das Scheiden aus der Heimath und über die unerwartete Nachricht vom Tode des Ge-

liebten, trotz des ernstesten Bestrebens, einige Fassung erringen.

Auch ihrem Vater wurde der Abschied um so schmerzlicher und schwerer, als er die Tochter sichtlich leiden sah, und nur den Trennungsschmerz für die alleinige Ursache ihrer Thränen hielt. Vergebens hatte Amanda in den nächsten Tagen ängstlich eine Gelegenheit gesucht, um mit dem sehr beschäftigten Drucker ohne Zeugen ein paar Worte wechseln zu können. Es war ihr nicht gelungen, und in Thränen fast zerfließend, stieg sie in den Reisewagen.

Früher schon war ich zurück gereist und hatte um die Erlaubniß gebeten, die in der Residenz Ankommenden auf dem Bahnhofe empfangen und in ihr nah gelegenes Häuschen geleiten zu dürfen. Sie waren bei ihrer Ankunft natürlich sehr bewegt, doch äußerlich ruhig.

An der Thür des Gartens empfahl ich mich, um in einem schräg überstehenden Hause einen Krankenbesuch zu machen. Auf der Schwelle ihrer neuen Wohnung stand mit lachend freundlichem Gesichte Rosel, ein Tags zuvor hier eingetroffenes Mädchen,

eine nette appetitliche Bauerndirne, die seit langer Zeit schon neben der Köchin in ihren Diensten gewesen war.

„Fräulein!“ rief Rosel, „es ist Alles in Ordnung, auch der Tisch gedeckt, und die Blumen sind drin, und das Essen ist ganz fertig. Soll ich anrichten? Eben schlägt es zwölf!“

Amanda nickte und wandte sich zum Vater, sich zur Heiterkeit zwingend, indem sie sagte:

„Nun, Väterchen! willkommen in Amandensruhe, wie Du unser Häuschen getauft hast. Möge Gott uns seinen Segen geben!“

Arm in Arm traten Beide in das von Sonnenschein durchglänzte, behagliche Wohnzimmer. Van der Mengen war in solcher Bewegung, daß er vergeblich nach Worten rang und fast willenlos der Leitung Amandens nachgab, die ihn zum Sopha führte, vor welchem ein mächtiger Blumenstrauß und der erste von Rosel ganz allein gebackene Kuchen prangte. Schnell eilte dann Amanda aus dem Zimmer, um die hervorbrechenden Thränen zu verbergen, die Reisekleider abzulegen und nach dem Essen zu sehen.

Als sie nach fünf Minuten wieder eintrat mit

dem fröhlichen Rufe: „Zum Essen, zum Essen, lieb Väterchen! Die Suppe ist aufgetragen!“ erhielt sie keine Antwort, als ein dumpfes Röcheln, und sah den Vater zur Seite umgesunken, bewußtlos auf dem Sopha liegen.

„Rosel! Rosel!“ ertönte ihr Angstruf. „Schnell einen Arzt! Frage in dem nächsten Hause drüben, ob der Doctor Fichtner noch dort ist und eile, was Du kannst.“

Zum Glücke war ich noch zu finden, und konnte einige Minuten später bei dem Herrn van der Mengen sein, der einen Schlaganfall erlitten hatte. Ich traf sogleich die nöthigen Anstalten und mußte von Zeit zu Zeit befremdete Blicke auf die junge Dame werfen, die zwar todtenbleich, aber ohne den geringsten Klage- oder Jammerlaut mit seltner Fassung und Besonnenheit alle erforderlichen Handreichungen mit umsichtigster Weise leistete, Alles selbst that, und kaum dulden wollte, daß bei dem nöthigen Aderlasse Rosel mir das Becken hielt, um das Blut aufzufangen.

Amanda stieg in meinen Augen außerordentlich, denn von allen liebenswerthen Eigenschaften eines weiblichen Wesens macht keine einen solchen Ein-

druck auf ein ärztliches Herz, als w nn eine Frau oder Mädchen sich als gute Krankenpflegerin bewährt, wenigstens ist es mir immer so ergangen.

Die Selbstbeherrschung des anmuthigen Mädchens wurde auch durch den Erfolg unserer Bemühungen belohnt. Nach einem schweren Seufzer öffnete der Bewußtlose die Augen. Er schien auch wieder bei sich zu sein und seine Umgebung zu erkennen.

Ich ordnete noch Einiges an, verbot alles Sprechen Seitens des Kranken, und versprach später wieder zu kommen.

In flüchtigen Zeilen theilte Amanda dem getreuen Drucker alles Geschehene mit und bat, daß ihr einige Kleinigkeiten, die sie näher bezeichnete, baldigst gesendet werden möchten.

Zu ihrer großen Ueberraschuug trat aber am dritten Tage Drucker selbst bei ihnen ein. Leider konnte er, weil seine Anwesenheit zu Hause dringend nöthig war, nur die kurze Zeit bis zum nächsten Bahnzuge verweilen. Hocherfreut, seinen alten Herrn wieder außer Gefahr und entschieden in der Besserung zu finden, gerieth er in eine ihm sonst nicht gewöhnliche Gesprächigkeit, indem er sich über

alles Mögliche verbreitete und seine Zuhörer oft zum Lachen bewegte. Streng vermied er aber, die geschäftlichen Verhältnisse daheim irgendwie zu berühren.

Wenn etwa diese Redseligkeit den Zweck hatte, den Kranken selbst nicht zu Worte, namentlich nicht zum Fragen kommen zu lassen, so hatte Freund Drucker seine Absicht vollständig erreicht, als er endlich mit einem Strome von Worten sich empfahl und forteilte.

Amanda war ihm gefolgt, um ihm das Geleite zu geben, und auf dem Hausflur ergriff sie seine Hand und bat mit herzlichen Worten:

„Lieber, lieber Freund! Indem ich Ihnen von Grund der Seele für Ihren Besuch danke, habe ich noch zwei Fragen, um deren aufrichtige Beantwortung ich bitte. Nicht wahr? Sie haben Papa verhindern wollen, von Geschäftssachen zu reden, weil Sie nichts Gutes zu berichten haben? Ist es so?"

„Aufrichtig gesprochen, ja! meine liebe kleine Freundin! aber ich kann auch Ihnen nichts weiter sagen. Allein Sie brauchen Sich gar nicht zu ängstigen, es ist dazu kein Grund! — Und was ist denn die zweite Frage?"

„Lieber Drucker! Ich habe kaum den Muth zu fragen, und doch ist es für meine Seelenruhe nöthig. Aber Sie müssen mir auch die volle Wahrheit sagen.“

„Das will ich!“ versicherte Drucker.

„Nun denn, — bitte! sehen Sie mich nicht an! — ist es wahr, lieber Drucker, daß August Krause damals mit jenem unseligen Schiffe, mit der Austria, nach Amerika gereist, und daß er — todt ist?“

„Mein liebes, theures Fräulein! wer kann das wissen? Aber ich habe niemals den Muth gehabt, Ihnen oder seiner Mutter zu sagen, daß das Dampfschiff, in dem ich ihn von Hamburg abreisen sah, leider Gottes! die Austria war, und daß er deshalb —“ Aber Amanda hörte Nichts mehr.

Eilig hatte sie seine Hand losgelassen, war ins Haus geflohen und hatte sich in ihrem Zimmer auf die Kniee geworfen, um sich im Gebete Fassung und Trost zu erflehen. —

Die Genesung des Herrn van der Mengen erfolgte nur sehr langsam, da er schon weit über die Lebensmitte hinaus war. Obwohl er daher bald das Zimmer verlassen durfte, so erstreckten sich die

Promenaden in den nächsten Wochen doch nur bis in das kleine Gärtchen vor dem Hause, wo er in einer Laube mit Bretterwandungen im Scheine der schon ziemlich herbstlichen Sonne zu sitzen pflegte und sich an der freundlichen Aussicht über Garten, Felder und Gebüsch, wie sie eine in der Ebene liegende große Stadt gewähren kann, erquickte, gern der Unterhaltung seiner Tochter lauschend. —

Meine Frau, welche ich bald zu Amanden geführt hatte, war dieser in der großen Stadt sichtlich ein großer Trost geworden, und hatte das liebliche Mädchen mit inniger Liebe in ihr Herz geschlossen.

Soviel es ihre Zeit erlaubte, war sie bei der neuen Freundin, und häufig nahm sie die beiden ältesten Kinder mit, an deren harmlosem Geplauder der alte Herr sich gern ergötzte, oder wenn Luise allein gekommen war und in lebhafter Unterhaltung mit Amanden bei dem Genesenden saß, so hörte er Anfangs mit Interesse zu, und betheiligte sich zuerst nur mit einzelnen Worten, allmählig aber mehr und mehr an den Gesprächen, so daß er nach kurzer Zeit vollständig den auf ihn als dritten Partner kommenden Theil zu der Unterhaltung beitrug.

Zuweilen konnte ich auch Luisen dort abholen, und selbst ein Stündchen bei den Freunden verweilen.

Eines Nachmittags saßen wir friedlich so bei einander, und lauschten dem fernen Pfeifen des eben näher brausenden Eisenbahnzuges. Zuerst erblickten wir die über einer Häuserreihe hingleitende Dampfwolke, bis der Zug selber sichtbar wurde, und sich wie eine lange Schlange durch die Gärten wand im Bahnhofe wieder verschwindend, wo gellendes Pfeifen der Locomotive und das Geläute einer Glocke seine Ankunft verkündete. Bald darauf rasselten die Droschken und Wagen vorüber, welche die Angekommenen in alle Theile der Stadt führten. Wir sprachen noch einige Zeit darüber, ob es, wenn man lieben Besuch erwarte, ohne die Zeit seiner Ankunft genau zu kennen, eigentlich angenehm sei, die Eisenbahn so übersehen zu können, oder ob es angenehmer sei, wenn der Ersehnte unerwartet ins Zimmer träte.

Nach langem Hin- und Hersprechen konnten sich die verschiedenen Meinungen doch nicht vereinigen, und Amanda meinte zuletzt, wie dem auch sein möge, ihnen werde der Zug doch keinen Besuch ge-

bracht haben, und da es anfange kühl zu werden, so rathe sie, ins Haus zu gehen.

Wir Andern fügten uns dem Vorschlage und saßen noch ein Weilchen im Dämmerlicht in der Wohnstube, als unerwartet Drucker eintrat, der allerdings mit jenem Eisenbahnzuge angekommen war.

Mit sichtlicher Freude sprang Amanda dem alten Freunde entgegen, nahm ihm den Ueberrock ab und schob einen Lehnstuhl für ihn herbei, als van der Mengen rief:

Halt! Ich bin der Herr im Hause, und ich verbiete ausdrücklich, diesem Bösewichte einen Stuhl oder irgend eine Erquickung zu bieten, wenn er dieses Mal wieder nur so als flüchtiges Meteor erscheinen und wieder verschwinden will."

„Nein, nein!" erklärte Drucker, herzlich erfreut über den wiedererwachenden Humor des Herrn van der Mengen, ich bitte vorläufig um Nachtquartier und morgen werde ich anfragen, ob ich länger bleiben darf?"

Am nächsten Morgen ergötzte sich die auf demselben Platze versammelte kleine Gesellschaft daran, wie einzelne Wolkenschatten über die sonnebeglänzten Wiesen und Gärten zogen. Da nahm Drucker das Wort:

„Seht! ist das nicht ein treues Bild des menschlichen Lebens, auch des glücklichsten, sonnigsten? Schatten ziehen immer von Zeit zu Zeit darüber hin, und wohl dem, der sich bei jeder eintretenden Verdüsterung bewußt bleibt, daß es eben nur ein vorüberziehender Wolkenschatten ist."

„Hören Sie, Emanuel!" unterbrach ihn lächelnd van der Mengen, „ich müßte Sie nicht über vierzig Jahre kennen, wenn ich nicht merken wollte, daß an unsrem Himmel auch eine Wolke heraufzieht, und daß Sie uns darauf vorbereiten wollen. Aber nun heraus damit! Ohne Vorbereitung! was giebt's? Lassen Sie Sich nicht hindern durch Amanden's Gegenwart!"

„Sie wissen," sprach Drucker beinahe erleichtert, „Sie wissen, daß ich aus Leipzig komme. Vielleicht ahnen Sie auch, daß ich dort und in Meißen im Interesse Ihres abzuwickelnden Geschäftes gewesen bin. Leider aber habe ich wenig ausgerichtet, und bringe keine guten Nachrichten mit."

„Nun, was ist es denn?" fragte Herr van der Mengen mit einem Anfluge von Ungeduld.

„Ja, lieber Herr, es ist nun Alles klar und übersichtlich; aber auf die bedeutenden Summen, die in Sachsen ausstanden, müssen wir leider verzichten."

„Na! wir wollen Gott danken, lieber Emanuel, wenn das die einzigen Irrthümer in unserer Annahme sind, und wir uns sonst in nichts verrechnet haben."

„Nein, Herr van der Mengen! Alles Andere stimmt, aber wenn jede Anforderung an unser Geschäft gedeckt werden soll, dann bleibt nur eine Revenue von einigen hundert Thalern übrig. Das ist Alles in Allem! und wenn Sie gestatten, mich Ihnen anzuschließen, was ich auf's Lebhafteste wünsche, so werde ich von meinem Ersparten nicht mehr als Sie in die gemeinsame Kasse beisteuern können. Wir werden daher alle Haushaltungskünste unserer kleinen Herrin recht nöthig brauchen und bei der größten Sparsamkeit eben nichts übrig haben."

„Gut! lieber Emanuel, gut! Wenn wir nun aber nicht geneigt wären, Sie bei uns aufzunehmen? Wie dann?"

„Dann würde mein bischen Vermögen eben hinreichen, mich in irgend einem Spital einzukaufen, und — das wäre meine letzte Retraite —, denn meine Stelle in der Fabrik habe ich aufgegeben, weshalb ich recht herzlich um ein Plätzchen in Ihrem Haushalte bitte."

„Darüber müssen wir erst feierlich abstimmen. Was meinst Du, Amanda? willst Du ihn als Oberbuchhalter und Wirthschaftsinspektor annehmen? Du lächelst: Ja! — Nun denn, Mädchen, sieh einmal in der Speisekammer nach, was es zum zweiten Frühstück giebt. Dann wollen wir uns die Sache überlegen."

Als Amanda die Laube verlassen hatte, sprach van der Mengen sehr ernst:

„Kommen Sie hierher an meine Seite, Emanuel, und nun sagen Sie mir klar und deutlich, wie groß oder wie klein die Summe ist, die mir bleibt, und ob es nicht blos Großmuth ist, was Sie bewegt, Sich an uns anzuschließen?"

Drucker nahm aus seinem Notizbuche einige mit Zahlen bedeckte Blätter und legte genaue Rechnung über Soll und Haben.

Es war freilich nur eine kleine Summe, die

zur Bestreitung des Mengen'schen Haushaltes übrig blieb, aber sie war immer noch größer, als das Wenige, das Drucker von den Zinsen seiner Ersparnisse würde beitragen können. Van der Mengen machte keine Einwendungen mehr gegen den Eintritt des Freundes in den Haushalt, und berieth mit ihm die sichere Anlage des übrig gebliebenen kleinen Kapitals.

Dann gaben sich die alten Freunde die Hand und lächelten vergnügt und einträchtig, als Amanda mit einem Frühstücke wieder kam.

Gegen Abend reiste Drucker ab und kam nach vier Tagen mit all seiner beweglichen Habe wieder, um sich als neues Familienglied im Giebelstübchen einzurichten.

Das jetzt beginnende Familienleben war still und behaglich, aber mit Sorgen sah ich, daß die liebliche Amanda von Woche zu Woche bleicher und schweigsamer wurde, und da ich damals keine Ahnung von ihrem Herzensleiden hatte, mußte ich glauben,

daß das eingezogene Leben und das viele Stillsitzen ihr nicht zuträglich sei. Wiederholt empfahl ich ihr dringend stärkere Körperbewegung und namentlich weitere Promenaden, die allerdings Amanda meistens allein unternehmen mußte.

Am liebsten wanderte sie auf einem schmalen, schattigen Fußwege, der dem Laufe eines kleinen Wassers folgend, zu einer kleinen Anhöhe führte, auf der eine weitschattende Linde ihre Aeste ausbreitete. Hierher war sie eines Nachmittags gewandert, als die Sonne schon dem Untergange nahe war.

Die Luft war ganz windstill und so ungewöhnlich warm, daß es eines Blickes auf die Stoppelfelder ringsum, und die sich schon gelb und roth färbenden Büsche bedurfte, um sich zu erinnern, daß es kein Sommertag sei, der sich seinem Ende zuneigte.

Amanda war in tiefes Sinnen und wache Träumereien versenkt und gewahrte kaum, wie Alles um sie her in goldiger Purpurgluth strahlte. Sie bemerkte auch gar nicht, daß aus einem nahen, an ein großes Felsstück gelehnten Strauche ein glänzendes Augenpaar auf sie gerichtet war.

Und in der That, wie sie so dasaß, träumerisch vor sich niederschauend in der warmen Beleuchtung des glühenden Abendrothes, gewährte Amanda dem verborgenen Beobachter einen äußerst anmuthigen und fesselnden Anblick.

Sie selbst schien aber für äußere Eindrücke unempfindlich. An ihrem inneren Auge glitt ihre Kindheit, die Zeit der Kinderspiele, die August mit ihr getheilt hatte, die darauf folgende Periode ihrer mädchenhaften Entfaltung, das Erwachen und Wachsen ihrer Liebe vorüber. Dann erinnerte sie sich des grenzenlosen Schmerzes über August's plötzliches Verschwinden. In den klaren Zügen ihres Gesichtes konnte der Beobachter das tiefe Seelenleiden lesen, das ihr ganzes Herz erfüllte, und der oft wechselnde Ausdruck des rosigen Antlitzes verrieth ihr Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung, als sie in Gedanken die Wahrscheinlichkeit des schrecklichen Endes August's und die Möglichkeit einer Rettung abwog. Mehr und mehr glätteten sich endlich die bewegten Züge, die Augen richteten sich schwärmerisch nach Oben, und wie eine Eingebung durchstrahlte es das Herz des jungen Mädchens, als sie aufsprang und mit erhobenen Armen ausrief:

„Und es kann nicht anders sein! Er wird und muß wiederkehren! Gewiß, gewiß!“

Wie ein Echo hallte es nach: „Gewiß, gewiß! Er muß und wird wiederkehren!“

Als diese mit klingender Stimme ermuthigend ausgesprochenen Worte ihr Ohr trafen, blickte Amanda erschrocken rings umher, um zu erforschen, von woher diese Worte gekommen seien? Sie bemerkte zuerst Niemand, bis eine stärkere Bewegung des erwähnten kleinen Gesträuches ihr Auge auf sich zog und sie nun eine etwas seltsam gekleidete Gestalt in eigenthümlicher Situation gewahrte.

Halb von dem Strauchwerk verborgen, kauerte auf einem Felsenstück ein Wesen, dessen erster Anblick es zweifelhaft ließ, welchem Geschlechte es angehöre. Ein etwas höherer Granitblock hatte als Schreibtisch gedient, wie mehrere mit Bleistift zum Theil vollgeschriebene Papierbogen andeuteten. Um den Kopf, der zuerst allein sichtbar wurde, war ein karrirtes seidenes Tuch turbanartig geschlungen und dunkles, darunter hervorquellendes Haar hing in langen Strähnen oder ausgegangenen Locken über ein schmales, braunes Gesicht mit scharfen Zügen und blitzenden schwarzen Augen. Der obere Theil

des sich allmählig aufrichtenden schlanken Körpers war in einen rehfarbenen Paletot gehüllt, unter dem ein seidenes Damenkleid sichtbar wurde, zugleich mit einem von zwei Federn verzierten runden Strohhute.

In einiger Verlegenheit starrte Amanda die Dame an, welche vollkommen ungenirt sofort auf sie zusprang, mit fröhlichem Lachen ihr die Hand reichend:

„Schönsten guten Abend, mein liebes Fräulein! Hahaha! Sie haben mich an meinem Arbeitstische belauscht, da liegen noch die Scripturen. Aber das schadet nichts. Wir sind ja alte Bekannte. Zwar haben wir noch keinen Scheffel Salz mit einander gegessen, aber uns doch schon mehr als zwanzig Mal Guten Tag! und Guten Abend! gesagt. Oder muß ich erst Toilette machen, damit Sie mich erkennen?“

Bei diesen Worten riß die Fremde mit der einen Hand den Turban ab, strich sich das Haar zurück, und stülpte mit der andern Hand den Strohhut schief auf's Haupt, wodurch ihr Aussehen Etwas Burschikoses und unwiderstehlich Komisches erhielt, so daß Amanda unwillkürlich lächeln mußte. Mit

verbindlicher Neigung erwiderte sie jedoch auf die Frage der Fremden:

„Oh wohl habe ich Sie erkannt, ich habe Sie ja seit Wochen täglich begrüßt, wenn Sie an unserem Gärtchen vorübergingen, Fräulein —?“

„Mathilde Windhalm, oder mit meinem nom de guerre: Rosa Bianka! — Dies ist nämlich der Name, unter dem mich das Leihbibliotheken-Publikum kennt. Und Sie heißen, wenn ich bitten darf?“

„Ich heiße Amanda. Mein Vater ist der gewesene Fabrikant van der Mengen, und Sie wissen, wir bewohnen das kleine weiße Häuschen am Bahnhofe.“

„Wohin Sie beim einbrechenden Abend doch nicht ohne Eskorte zurückkehren können. Ich werde Sie daher mit Ihrer Erlaubniß beschirmen. Je vous parapluierai! würde der Held meiner neuesten Erzählung sagen. — Kommen Sie, Fräulein Amanda! — Amanda ist ein herrlicher Name. Meine nächste Heldin wird sich erlauben, ebenso zu heißen. Ich begreife nicht, daß mir der Name nicht schon längst in die Feder, oder vielmehr in den Bleistift gekommen ist!“

Unter diesem Geplauder hatte Fräulein Mathilde ihre Toilette etwas geordnet, ihre auf der Erde verstreuten Sachen zusammengepackt, die Scripturen in eine Mappe gelegt und Amandens Arm in den ihrigen geschlungen.

Auf dem Heimwege begann sie dann wieder:

„Wissen Sie, Fräulein, daß ich eigentlich seit drei Wochen schon für Sie schwärme? Ich schrieb damals an meiner vorletzten Erzählung und war in Verlegenheit, wie ich ein junges Ritterfräulein, Clara von Hoheneck schildern sollte, da hatte ich die Freude und das Glück, Sie mein Fräulein, zu sehen, und das Bild Clara's war fertig. Ich beschrieb sie als das gerade Gegentheil von Ihnen, und sie nimmt sich als Turnierdame mit wehendem Schleier prächtig aus. Das mache ich immer so. Wenn ich eine Persönlichkeit schildern soll, fasse ich eine Figur meiner Bekanntschaft recht in's Auge, und beschreibe dann genau das Gegentheil des Aeußeren und Benehmens. Das ist eine vortreffliche Aushülfe. Um aber wieder beim Anfange zu beginnen: Mein Weg führte mich ganz zufällig an Ihnen vorüber; — allein ein Blick! — Ich grüßte, Sie neigten Sich anmuthsvoll dankend und mein Herz war gefangen!

Von da an war's als könnte ich gar keinen anderen Weg nehmen und müßte immer bei Ihnen vorübergehen. Wenn Sie dann mit den beiden alten Herren so freundlich in der Laube saßen, habe ich mich stets gefreut. Das haben Sie wohl nicht gemerkt?

„Oh, nein!“ lächelte Amanda erröthend, aber ich habe mich auch jedesmal gefreut, wenn Sie vorübergingen und so freundlich nickten.“

„Und welcher von den beiden alten Herren ist denn eigentlich Ihr Herr Vater?“

„Sie werden hoffentlich die Güte haben, mit hinein zu kommen, damit ich Ihnen beide Herren vorstellen kann“ bat Amanda einladend.

„Danke! danke! ich danke herzlich, bin aber doch zu eitel, um den Herren zuerst als Rosa Bianka nahe zu treten. Oder nein! zu eitel bin ich nicht, das wäre eine Unwahrheit! Allein es schickt sich nicht; doch wenn Sie es erlauben, liebes Fräulein, macht Ihnen morgen Mathilde Windhalm eine Staatsvisite im allerschönsten Putz, wie sich's gehört. Einstweilen dürfen Sie unser Zusammentreffen recht munter und launig schildern, wenn Sie auch die Herren auf meine Kosten zu recht herzlichem Lachen bringen, was nicht schwer sein wird. Aber nun

Ade! Ade! und gute Nacht: Ich habe mich von Herzen gefreut."

Amanda benutzte die erhaltene Erlaubniß und berichtete das kleine Abenteuer, das Sie erlebt hatte, ganz allerliebst. In Worten und Manieren kopirte sie die Schriftstellerin ganz treu und so komisch, daß die Zuhörer und Zuschauer ihren Beifall oft in schallendem Gelächter kund gaben.

Je mehr sich aber beide Herren auf den für morgen angekündigten Besuch freuten, desto überraschter waren sie, als gegen 11 Uhr Vormittags Fräulein Mathilde Windhalm sich melden ließ und die in eleganter aber höchst einfacher Toilette Eintretende einen so ganz anderen Eindruck machte, als jene erwartet hatten.

In vielen Kreisen ist mit Recht ihr Name bekannt und beliebt, aber wer es nicht weiß, daß Rosa Bianka und Mathilde Windhalm eine und dieselbe Person ist, wird in der Letzteren schwerlich die berühmte Schriftstellerin errathen.

Statt des etwas exaltirten Wesens, das Amanda geschildert hatte, war Fräulein Windhalm eher zurückhaltend, und bei weitem nicht so gesprächig wie

gestern. Die Verwunderung der alten Herren war in ihren erstaunten Blicken und Mienen deutlich zu lesen, und auch Amanda zeigte durch ein wärmeres Entgegenkommen, wie angenehm sie von dem bescheidenen würdevolleren Auftreten der Schriftstellerin berührt wurde.

Diese schien sich übrigens dieses Eindrucks wohl bewußt zu sein, denn lächelnd sagte sie in Erwiderung auf eine Aeußerung des Herrn van der Mengen:

„Sie scheinen frappirt, daß ich nicht vollständiger der gewiß sehr komischen Beschreibung entspreche, die Ihr Fräulein Tochter zweifelsohne von ihrer gestrigen Bekanntschaft gemacht hat, allein ich habe es gestern ja versprochen, daß Rosa Bianka zu Hause bleiben und blos Mathilde Windhalm kommen würde. Ehrlich gestanden, mußte ich mich gestern auch etwas forcirt geben, um meine kleine, neue Freundin aus ihrer Sentimentalität heraus zu reißen, die sie aus dem Abendhimmel eingesaugt hatte,“

„Ei!“ fragte Herr van der Mengen, „ist denn ein Schriftsteller nicht immer und überall derselbe? Ich habe gedacht, ein solcher müßte immer fort ein lauernder, aufmerksamer Beobachter seiner

Umgebung sein, und an Jedermann fortwährend Studien machen, um ihn dann gehörig verarbeiten zu können?"

„Hilf Himmel!" lachte Mathilde „das wäre ja entsetzlich! wo bliebe da aller Lebensgenuß, alles harmlose Sichgehen lassen? Es genügt, wenn ein armer Autor am Schreibtisch sitzend arbeitet, und es ist nichts Kleines, so Jahr aus Jahr ein um's liebe Brod schreiben müssen, um nur sich und den Seinen das Nothwendige zu schaffen, wie zum Beispiel Rosa Bianka mit ihrem geringen Talente sich selbst und ihre treue Freundin Mathilde Windhalm zu erhalten hat und wirklich auch erhält."

Amanda reichte ihr herzlich die Hand mit der Frage: „Es ist zuweilen wohl keine ganz leichte Arbeit für Rosa Bianka?"

„Oh wahrlich, nein!" versicherte Mathilde mit thränenfeuchtem Blicke.

Gleich aber wieder wie eine Stahlfeder emporschnellend, sprang sie in voller Lustigkeit auf, und ging mit leichtem Schritte im Zimmer umher, die verschiedenen mit hierher genommenen Ueberbleibsel des früheren Luxus mit lautem Entzücken bewundernd.

Als es zwölf Uhr schlug, drehte sie sich herum, machte einen kurzen, komischen Knix, und verschwand aus dem Zimmer. Amanda eilte ihr nach, und versuchte vergebens, sie zu bereden, daß sie ihr Mittagsmahl theile.

„Nein, nein liebes, gütiges Fräulein!“ wehrte die Schriftstellerin scherzend ab, „Mathilde ist sich bewußt, einen leidlich guten Eindruck gemacht zu haben, und dann muß man gehen, und ja nicht zu lange bleiben, bis man etwa wieder langweilig wird.

Ade! Auf Wiedersehn! —“

„Sage mal, Amanda“ rief der Vater der ins Wohnzimmer Zurückgekehrten zu, „für wie alt hältst Du Rosa Bianka?“

„Das ist schwer zu sagen, Papa, denn manchmal scheint sie mir vierzig, manchmal zwanzig Jahre alt zu sein!“

„Die Wahrheit wird wohl in der Mitte liegen!“ scherzte Drucker, der sich bisher ganz schweigend verhalten hatte. —

Amanda erwiederte am folgenden Tage den Besuch, und bald darauf suchte auch Herr van der Mengen die Schriftstellerin in ihrem Hotel Belle-

vue auf, wie sie ihre kleine Wohnung nannte, zwei Giebelstuben mit der entzückenden Aussicht auf benachbarte Dächer und Schornsteine.

„Nicht wahr?" lachte Fräulein Mathilde, auf diese unschöne Nachbarschaft deutend, „nicht wahr, da begreift sich's, warum ich blos bei Regenwetter oder im kalten Winter daheim bleibe, und am liebsten oben bei der Linde arbeite?"

„Aber" meinte van der Mengen „ diese environs mögen auch ihr Gutes haben. Sie werden wenigstens durch Ihre Umgebung nicht zerstreut."

„So, glauben Sie? Ich wollte nur, Sie säßen bei einer recht drängenden Arbeit und dann müßten Sie immer hinausblicken, wo des Bäckers gelbe Katze auf dem Dache einen harmlosen Sperling belauert und gern haschen möchte, oder wenn eine einsame Krähe sich auf jenen Rauchfang setzt, und in räthselhafter Beharrlichkeit und Selbstbeschauung Stunden lang ihre Stellung nicht ändert, oder im Sommer ein Rothschwänzchen die kleine Familie zuerst aus dem Neste führt und in der großen Welt präsentirt, wie die beste Ballmutter mit ihren Sprößlingen zu thun pflegt. Ich versichere Sie, wer sich zerstreuen lassen will, der findet auch in der größ-

ten Einsamkeit Veranlassung genug. Doch sehen Sie nur, wie intressant! Da fällt der erste Schnee in leichten, losen Flocken, und nun bemerken Sie gütigst, wie die meisten derselben auf den wärmeren Dachziegeln schnell zerfließen, während einzelne, gleichsam stärker organisirte Seelen, noch eine Weile kämpfen und ringen und sich sperren."

„Ja, ja! ich merke es" nickte der Alte „wer nur Beobachtungsgabe und Gedanken in sich trägt, der findet überall Beschäftigung."

Während dieses Gespräches hatte Mathilde sich mit Hut und Mantel versehen, und sie verließen die Wohnung, um, da der Schneefall sehr bald aufgehört hatte, Amanden zu einer Promenade abzuholen. —

Trotz des Unterschiedes der Jahre wurde der Verkehr der beiden Mädchen immer enger und traulicher. Längst hatten sie schon das schwesterliche Du ausgetauscht, als kurz vor dem Weihnachtsfeste Amanda die Freundin aufsuchte, um bei ihr einige für den Vater und Drucker bestimmte Arbeiten zu vollenden.

Die Schriftstellerin saß am Schreibtische und schaute, ohne aufzustehen, nur flüchtig um.

„Willkommen, liebe Amanda! Mathilde ist zwar nicht da, und Rosa Bianka bittet um Verzeihung, daß sie sich nicht stören läßt. — Emil muß erst mit guter Manier aus dem Wege geräumt werden, damit Marie und Herrmann sich heirathen können. Ha! er kann meinetwegen ein Duell haben und erschossen werden, oder noch kürzer: Er bekömmt die Cholera!“ — und wie beflügelt glitt ihr Stift über das Papier, während Amanda sich ruhig mit ihrer Arbeit am Fenster etablirte.

Eine halbe Stunde später warf Mathilde den Bleistift nieder.

„So! die wären glücklich in den Hafen der Ehe eingelaufen, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch! — Jetzt empfiehlt sich Rosa Bianka und Mathilde heißt ihr Herzblatt bestens willkommen!“

Nach einigem Suchen fand sie auch ein Strickzeug und setzte sich der emsigen Amanda gegenüber, legte jedoch das Gestrick schon nach einigen Minuten wieder hin, und begann, wie es ihre Art war, während des Redens im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Wenn ich nur begreifen könnte, Amanda, wie

ihr höchst sitz- und sittsamen Frauenzimmer stundenlang auf einem Flecke still sitzen könnt, ohne etwas Anderes zu rühren, als die Fingerspitzen und höchstens noch die Zunge!?"

„Und wenn ich nur begreifen könnte" entgegnete Amanda, „wie Du es machst, eine Geschichte zu schreiben? da wäre ich doch so dumm, so dumm!"

„Ach was! meine liebe Amanda! Du brauchtest das Ding nur einmal zu probiren. Und wenn Du mit Etwas aus der Phantasie Geschöpftem nicht zu Stande kömmst, so brauchst Du für den Anfang ja nur Deine eigenen Erlebnisse zu schildern, so Dichtung und Wahrheit à la Wolfgang Göthe."

„Das brächte ich niemals zu Stande, liebe Mathilde!"

„Unsinn, Amanda! Ich hatte auch ähnlich gedacht, und als Holland in Noth war, und ich mußte, da habe ich es mit Angst und Zagen probirt, und es ist gegangen. — Es ist zwar auch darnach, und ehrlich gesagt, ich glaube eigentlich, daß ich es wohl ein wenig besser machen könnte, aber wozu? — So, wie es ist, so ist es gerade genug, und ist nicht halb so schwierig, wie ich gefürchtet habe."

„Aber, liebe Mathilde, der Ruhm, wenn Deine

Schriften für kaum erreichte Muster gälten, wäre doch auch nicht übel."

„So? meinst Du? Im besten Falle bliebe es eben immer Frauenproduct, und Rosa Bianka ein Blaustrumpf! Die Kritiker sagen aber, aller Frauenzimmerarbeit merkt man das Geschlecht der Verfasserin an."

„Ob das wirklich so ist?" fragte nachdenkend Amanda.

„Man sagt's, und ich glaube es. Wenigstens weiß ich ganz bestimmt, daß ich nichts Besseres und Größeres schreiben kann, als solche Plaudereien für ein Feuilleton einer mäßigen Zeitung oder Romänchen für die Leihbibliotheken, und für meinen Bedarf reicht das grade hin. Ein alter Schullehrer meiner Bekanntschaft sagte gern: Ne sutor ultra crepidam! Schuster bleib' bei Deinem Leisten: was ursprünglich ein Bonmot eines berühmten Malers gewesen sein soll, welcher dem Schuster gestattet hatte, seine Bilder zu kritisiren, aber freilich nur das Schuhwerk auf den Gemälden, denn Schuster bleibe bei dem Leisten! — Ueberhaupt aber ermahnt das Wort auch, nichts aber seine Kräfte und seinen Beruf zu unternehmen, und

so, liebe Amanda, heißt's in freier Uebersetzung auch: Du sollst Dir nicht die Augen verderben, und wenn es dämmerig wird, nicht mehr sticken.

Ich habe mir gestattet, die Persönlichkeit Rosa Biankas etwas ausführlicher zu schildern, als eigentlich für meine einfache Erzählung nothwendig war. Hierzu hat mich eines Theils die große Hochschätzung und Verehrung bestimmt, die ich für die geistreiche und liebenswürdige Schriftstellerin hege, anderntheils der Umstand, daß die Bekanntschaft mit derselben für die Entwickelung des weiteren Schicksales unsrer jungen Freundin so überaus folgenreich und entscheidend gewesen ist.

Durch ihre ausgezeichnete Persönlichkeit, wie durch ihre Schriften hat Rosa Bianka ohne Frage sehr viel Gutes gewirkt, aber so wesentlichen Einfluß hat sie wohl nie geübt, als durch eine sonderbare Fügung des Himmels hier bei Amanden.

Anderen Umgang hatten van der Mengens gar nicht gesucht, nur flüchtig einige wenige Bekannt-

schaften, aber keine Besuche sonst gemacht, und ihr Haus weiter Niemandem geöffnet, als meiner Frau und Fräulein Windhalm.

Es war jedoch Allen, selbst den alten Herren, der tägliche Besuch Mathildens, ihr frisches Wesen und ihr fröhliches, doch nicht leeres Geplauder so zum Bedürfniß geworden, daß eine fühlbare Lücke in ihrer Lebensweise eintrat, als gegen Ostern ihre Freundin in Familienangelegenheiten eine weite Reise unternehmen mußte.

In höchstens vierzehn Tagen hoffte Mathilde wieder zurück zu sein, und mit dem Rufe: Auf fröhliches Wiedersehen! sprang sie in den Eisenbahnwagen, der sogleich geschlossen wurde. Die Signalpfeife ertönte, die Lokomotive schnaubte, und der Zug setzte sich in langsame Bewegung, die mit jeder Umdrehung der Wagenräder an Schnelligkeit zunahm.

Die Zurückbleibenden winkten mit Taschentuch und Hüten, und dahin eilte die lange Wagenreihe.

„Auf Wiederseh'n! Auf Wiederseh'n!"

Aber wo? — Keiner mochte bei der beabsichtigten kurzen Trennung denken, daß einige der Betheiligten sich auf Erden nicht wiedersehen sollten!

Wie so oft im Leben, ging es hier: Der Mensch

macht Pläne und Berechnungen, aber ein höherer Wille fügt Alles anders, und gerade die Schwierigkeiten und Gefahren, vor denen der kurzsichtige Mensch gebangt hat, verschwinden wie von selbst, aber von ganz anderer Seite dringt der Schmerz und ungeahntes Unglück auf den Menschen ein. Wohl dem, der dann in trüber Nacht die Leuchte des Glaubens hat, und der sich bewußt bleibt, daß Denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten gereichen! —

Erst verzögerten Umstände verschiedener Art von Woche zu Woche einige Monate lang des Fräuleins Heimkehr, und als endlich schon der Tag ihrer Rückreise festgesetzt war, erkrankte sie an einem Nervenfieber, welches ein schweres Nervenleiden nach sich zog und sie noch lange Zeit von ihrer gewohnten Thätigkeit fern hielt und ihre Heimkehr so lange hinausschob, daß mittlerweile das Geschick Amandens eine unerwartete Lösung gefunden hatte.

Zuerst hatte diese die erschütternde Nachricht von dem unerwartet rasch erfolgten Tode der guten, alten Frau Krause erhalten. Unmittelbar darauf hatten Mengens ihr ganzes kleines Vermögen verloren, und wenn jener Todesfall besonders Amanden

schmerzlich getroffen, ihren Vater aber begreiflicherweise weniger bewegt hatte, so wurde der alte Herr durch die Kunde von dem Zusammenbruche des Hauses, dem er und Drucker ihre gesammten, ohnehin nicht bedeutenden Kapitalien einstweilen anvertraut hatten, in entsetzlicher Weise erschüttert, so daß ich, als ich schleunig herbeigerufen wurde, eine Wiederholung des früheren Schlaganfalles befürchten mußte. Ungeachtet aller angewandten Vorbeugungsmittel fand ein solcher auch nach einigen Tagen statt. Zwar wurde das Leben des Kranken hierdurch nicht geendet, aber er wurde in einen an Blödsinn grenzenden Zustand von Stumpfsinn versetzt. Der Kranke vegetirte noch Monate lang fort, indem er ohne klares Bewußtsein, und ohne von seiner Umgebung Notiz zu nehmen, stundenlang unverständliche Worte vor sich hinflüsterte. Nur von Zeit zu Zeit traten kurze Perioden von Aufregung und Anwandlungen von Tobsucht ein, in denen er zuweilen laut aufschrie und blos zu beruhigen war, wenn Amanda seine Hand hielt und mit begütigendem Zureden seine Stirn streichelte.

Nach einem solchen Anfalle richtete er sich mit dem gellenden Schrei: „Bettler! Bettler!

Hungerstod!" unwiderstehlich in die Höhe und sank todt in die Arme seiner Tochter zurück.

Drucker überlebte den Prinzipal nur wenige Stunden. Am nächsten Morgen fand man ihn todt im Bette. Ein Nervenschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht.

Ein Grab nahm die irdischen Hüllen beider Freunde auf, und als Amanda von der feierlichen Beerdigung nach Hause zurück kam, war sie vollständig verwaist und vereinsamt. — Mathilde war verreist und auch meine Frau lag krank zu Bette.

Pfarrer Klein aber und seine Nichte, Minna, eilten schleunig herbei, ihr mit Rath und That an die Hand zu gehen.

Erst auf Amanda's dringende Bitten, sie in der nächsten Zeit mit ihrem Schmerze allein zu lassen, waren sie wieder abgereist, nachdem die Verwaiste ihnen versprochen hatte, wenn es ihr möglich wäre, die ihr in der herzlichsten Weise angebotene Zuflucht im Pfarrhause anzunehmen.

Einige Tage, nachdem die treuen Freunde sie verlassen hatten, schrieb Amanda an des Pfarrers Nichte, daß sie zwar noch nicht wisse, wie ihr ferneres Leben sich gestalten solle, daß sie aber voll-

ständig resignirt sei. Das Opfer, das ihr der theure Lehrer ihrer Kindheit, Minna's Onkel, bringen wolle, könne sie nicht annehmen, denn da der Wille des Himmels ihr nicht gestattet habe, den geliebten Vater in das Jenseits zu begleiten, so halte sie es für die ihr von Gott bestimmte Aufgabe, sich durch eigene Kraft und Arbeit eine Existenz zu verschaffen, und werde sich bemühen, dem Willen des Höchsten gehorsam zu sein.

Gleichzeitig nahm Amanda auch von meiner Frau schriftlichen Abschied mit der Versicherung, daß sie spurlos verschwinden müsse, da jener Mann, dessen Werbung sie schon früher abgewiesen habe, sein Drängen erneuert habe, und sie ihm doch nicht angehören könne, da sie ja mit August Krause verlobt sei, und sich als dessen Wittwe ansehe. Um völlig zu verschwinden, werde sie in's Ausland gehen, und wenn sie irgendwo reussirt habe, oder der Hülfe bedürfe, mit vollem Vertrauen sich wieder an ihre Freunde wenden. —

Als ich sogleich in ihrer Wohnung nachforschte, hieß es, sie sei seit zwei Tagen abgereist. Man wisse aber nicht wohin? Ihr Hab und Gut hatte

sie in Bausch und Bogen an eine Familie verkauft, die eine eingerichtete Wohnung suchte.

Einige Wochen darauf überraschte uns der unerwartete Besuch Fräulein Windhalms, welche endlich vollständig genesen wieder heimgekehrt, erst hier von dem Verschwinden Amandens gehört hatte, und nun in großer Aufregung verlangte, ich solle und müsse ihren Liebling, ihr Herzblatt auffinden.

Ich zählte ihr alle vergeblich gethanen Schritte auf, und im Verein mit ihr wurden die Versuche, die Verschwundene zu ermitteln wiederholt, aber mit gleichem vergeblichem Erfolge.

Es war Amanden nur zu wohl gelungen, ihren ausgesprochenen Vorsatz auszuführen. Keine Spur von ihr war zu ermitteln.

Erst nach Monaten vernahmen wir, wie wunderbar ihr Leben sich entwickelt.

Wir, die wir eifrig nach ihr forschten und zahlreiche Unterstützung fanden, hatten ganz vergebens nach der geliebten Freundin gesucht, anderen Augen hatte sie aber absichtslos selbst das Asyl verrathen, welches sie als Gesellschafterin einer einzeln stehenden alten Dame nicht im Auslande, sondern in unserer nächsten Nähe gefunden hatte. Die in hohem Grade

kränkliche Dame hatte weniger einer Gesellschafterin, als einer Krankenpflegerin bedurft, und eine bessere hätte ihr der Himmel nicht zuführen können, als unsere junge Freundin.

Mit rührender Geduld und unermüdlicher Aufmerksamkeit pflegte Amanda in liebevollster Weise die launische Leidende und durchwachte manche Nacht an deren Bette. Freilich geschah dies auf Kosten ihrer eigenen zarten Gesundheit. In den langen, schlaflosen Nächten durchlebte Amanda in der Erinnerung ihr ganzes Leben und alle erschütternden Ereignisse desselben, und da oft weder die eifrigste Arbeit, noch die interessanteste Lectüre die Ermüdete vor dem Einschlafen schützte, so beschloß sie, sich durch Schreiben munter zu erhalten, und die Geschichte ihres Lebens, ihres äußerlichen und innerlichen Leidens aufzuzeichnen. Der Aufmunterung Rosa Bianka's eingedenk, faßte sie den Entschluß, diese Schilderungen in Form einer Novelle abzufassen.

Schüchtern und mit Zweifeln in ihre Fähigkeit dazu begann sie das Werk, und der Anfangs unbeholfene Styl und ihre Ausdrucksweise gewannen durch die Uebung außerordentlich.

Die Erzählung erhielt den Titel: Ein Frauenleben, und begann mit einer Beschreibung der väterlichen Fabrik, der Verhältnisse ihres Geburtsortes und ihrer Eltern.

Aber wie deutlich auch diese Bilder aus ihrer frühesten Kindheit vor ihren Augen standen, so wurde es ihr doch schwer, dieselben in Worten wieder zu geben. Manche Seite, die sie geschrieben hatte, durchstrich sie mit dem Ausruf: „Wie ungeschickt! — wie langweilig!"

Besser gelungen war die Schilderung eines Spazierganges, auf dem sie als sechsjähriges Kind den Vater begleitet hatte.

Es war im Frühling, als sie an der Hand des Vaters im neubegrünten Walde dahinschritt, in welchem einzelne lichtgrüne Buchen und Birken prächtig gegen das Dunkel der Nadelbäume abstachen, während aus allen Zweigen der jubelnde Gesang der Finken und andrer Vögel ertönte. Diesen schmetternden Freudengesang und das Rauschen der windgewiegten Baumkronen glaubte sie in der Erinnerung noch zu hören, als sie mit ungeübter Feder die Scene beschrieb, welche sie seit ihrer Kindheit sich mehr als tausendmal in Gedanken vorge-

malt hatte, und sie erbebte bei der Erinnerung, wie in die harmonischen Naturlaute sich plötzlich der schrille Schrei einer Menschenstimme mischte.

Die Spaziergänger waren bis dicht an den Schacht des Kohlenbergwerkes gelangt, aus welchem so eben die Leiche eines darin verunglückten Steigers gebracht wurde, über die sich mit lautem Wehegeschrei dessen Frau und sein elfjähriger Sohn warfen.

Recht hübsch und fließend war die Erzählung von der menschenfreundlichen Theilnahme ihres Vaters, wie er die Frau des wackeren Beamten, der ein Opfer seiner Bemühung um einige gefährdete Arbeiter geworden war, zu trösten bemüht gewesen, und die vaterlose Waise in sein eigenes Haus aufgenommen hatte, um den Knaben gleich seinem eigenen Kinde erziehen zu lassen.

Bei der Schilderung des gemeinsamen Aufwachsens der beiden Kinder, August und Amanda, drängten sich immer neue Einzelheiten und Erinnerungen zu, und verlockten die Schreiberin auch ihrer zu gedenken, da sie nicht erwog, daß die Erzählung aller dieser an sich unwesentlichen Ereignisse aus dem Kinderleben für ein den Personen fremdes Pub-

likum nur sehr untergeordnetes Intresse haben könnte.

Das Beste war die Beschreibung ihres Geburtstages, an dem sie funfzehn Jahre alt wurde, und August ihr mit einem Vergißmeinichtkranze sein erstes, freilich sehr mangelhaftes Gedicht widmete.

Zum ersten Male überwand hier das lebendig erwachende Gefühl ihres Herzens die Zurückhaltung der Erzählerin, sie vergaß sich selber, und jeder Leser könnte nachfühlen, daß dem jungen Dichterling jene Worte aus vollem liebenden Herzen gequollen waren, und daß sich auch das junge Mädchen an diesem Morgen ihrer eigenen Liebe bewußt geworden war.

Aber auch andere Augen hatten klar gesehen. Die Eltern hatten den Seelenzustand der herangewachsenen jetzt funfzehn und zwanzig Jahre alten Kinder mit Schrecken erkannt.

Der Fabrikherr hatte mit August ein langes Gespräch (das hatte Drucker dem jungen Mädchen mitgetheilt), in Folge dessen August den Buchhalter nach Hamburg begleitete, und von da mit dem Dampfschiff Austria nach Amerika abreiste. Der

schreckliche Brand des Schiffes war nur oben hin erwähnt.

Unverhüllt theilte dann die Erzählerin ihre eigenen Gefühle in den nächsten Jahren mit. Wie sie mit treuer Liebe an dem Entfernten festgehalten, und sich gegen den Gedanken seines Todes bei dem entsetzlichen Brande gewehrt hatte.

Der Tod der Mutter Amandas, das Leiden und Ende der Mutter Augusts, dann der Verlust der Fabrik und der Tod des Fabrikanten und des Buchhalters waren kurz geschildert, ebenso wie Amanda die Heimath geflohen, ein Asyl gefunden, und von ihrer Hände Arbeit lebend, den Geliebten ihr Lebelang betrauert und ein frühes Ende gefunden habe.

Nach Beendigung ihrer Arbeit entschloß sich Amanda auch, das Manuscript einem Verleger anzubieten, und nahm aufs Gerathewohl einen in einer kleinen Stadt erschienenen Volkskalender zur Hand, um sich an den Verleger desselben zu wenden. In diesem Vorsatze wurde sie noch bestärkt, durch den Namen der Verleger: Grünling und Krause.

Der theure Namen Krause erschien ihr wie ein Fingerzeig Gottes — In einigen das Manuscript

begleitenden Zeilen erbat sie sich das Urtheil des Buchhändlers poste restante unter Chiffre A. K.

Als sie nach einigen Tagen auf der Post nachfragte, erhielt sie ein Schreiben Grünlings, in welchem er um ihre Adresse und um die Erlaubniß bat, sie besuchen zu dürfen.

Am selben Nachmittage wurde ihr Herr Grünling gemeldet, ein ältlicher Herr mit einer Brille und der Eigenthümlichkeit, im Gespräche den Kopf schief nach einer Seite zu wenden, und den Redenden über die Brille weg mit forschendem Blicke zu betrachten. Nachdem sich derselbe als Associé der Verlagsbuchhandlung Grünling und Krause vorgestellt hatte, erklärte er, gern bereit zu sein, das Manuscript zu drucken und zu honoriren, nur rathe er, im Interesse des Fräuleins, dem Geschmack des Publikums etwas mehr Rechnung zu tragen, und den Schluß der Erzählung deshalb ein wenig umzuarbeiten. Gleich nach seiner Rückkehr nach Hause werde er sich erlauben, das Manuscript und einige Andeutungen über die wünschenswerth scheinende Abänderung des Schlusses zu senden.

Ein Eingehen auf die Gefühle Amandens, bei der Aussicht auf die neue durch die ungewohnte schriftstellerische Thätigkeit eröffnete Erwerbsquelle, unterlasse ich, da sie selber sich über diese Zeit wenig ausgesprochen hat und vielleicht auch wegen mannigfacher anderer Aufregungen nicht zu rechter Klarheit gelangt ist. Denn die alte Dame behauptete plötzlich, ihr Zustand habe sich erheblich verschlimmert und ihr Arzt habe sie entweder falsch behandelt oder gar vergiftet. — Sie müßte daher den Arzt wechseln und wünsche, daß ich gerufen werde. Diese angebliche Verschlimmerung stellte sich aber bald als vollkommen imaginär heraus, und ich weigerte mich deshalb, die weitere Behandlung zu übernehmen; allein der bisherige Arzt bat mich selber, in seine ihm nachgerade lästig werdende Stellung einzutreten. Bei dem zweiten Besuche rieth ich zunächst, eine Krankenpflegerin anzunehmen. Die Kranke versicherte darauf, eine solche und die allervortrefflichste in der Person ihres Gesellschaftsfräuleins Amanda van der Mengen zu besitzen. Das Fräulein sei nur selber unwohl und hüte seit gestern ihr Zimmer.

Sogleich eilte ich zu derselben und fand sie todtenbleich in der sichtlichsten Aufregung. Erschreckt

trat ich näher, ungewiß, ob die lange Vermißte wirklich krank sei, oder nur erregt über die Entdeckung ihrer selbstgewählten Verborgenheit. Unfähig ein Wort zu reden, reichte mir Amanda unter Thränen einen geöffneten Brief, und forderte mich durch eine Bewegung der Hand auf, das Schreiben zu lesen.

Ich warf einen Blick auf die Unterschrift: Grünling und Kompagnie, und las wie folgt:

„Verehrtes, gnädiges Fräulein!

Meinem Versprechen gemäß beehre ich mich, Ihnen das Manuscript Ihrer Novelle zu übersenden und zugleich einige Andeutungen wie der Schluß der Erzählung nach meiner unmaßgeblichen Meinung abzuändern sein möchte.

Ich erlaube mir nämlich den ergebensten Rath, den Geliebten der Heldin nicht mit der Austria nach Amerika reisen zu lassen.

Aus irgend einem Grunde könnte derselbe in England zurückbleiben. Ich würde ihn z. B. bei Liverpool eines schönen Tages promeniren lassen, ganz vertieft in Gedanken an die Heimath, die Mutter und die Heißgeliebte seiner Jugend. Gedankenvoll könnte er, die Augen zu Boden ge-

schlagen, auf einem Feldwege durch die Hecken dahinschreiten, und plötzlich eine braune Brieftasche zu seinen Füßen liegen sehen. Dann könnte man z. B. fortfahren:

Die Brieftasche war verschlossen, weshalb er sie uneröffnet in die Rocktasche schob und umherschaute, ob er nicht etwa den Verlierer derselben erblicken könne. Nach einem kurzen Weilchen kam ihm in großer Hast ein nicht mehr junger Herr entgegen, der in schnellem Dahinschreiten offenbar suchend nach rechts und links umhersah.

Als sich Beide nahe gekommen waren, fragte August in schlechtem Englisch:

„Um Vergebung, suchen Sie Etwas?" und unwillkürlich wiederholte er die Frage deutsch.

„Ja, mein Herr!" erwiderte der Andere in derselben Sprache völlig fließend. „Ja, ich habe ein braunes Portefeuille mit Schloß verloren, in welchem ich eine sehr bedeutende Summe, eine vor einer Stunde erhobene Erbschaft aufbewahrt hatte."

„Ein braunes Portefeuille mit Schloß sagen Sie?"

„Ja wohl! Auf der Rückseite stehen die Anfangs-Buchstaben meines Namens in Goldschrift: H. M. — Wollen Sie mir vielleicht gütigst suchen

helfen, da wir, wie es scheint, Landsleute sind? — Es ist eine Sache von großer Wichtigkeit für mich. Die Brieftasche enthält fünf und zwanzig tausend Pfund. Wollen Sie die Güte haben, rechts in die Hecken zu sehen? ich werde auf der linken Seite suchen —"

„Das wird nicht nöthig sein," versicherte August ohne eine Miene zu verziehen, „denn Ihre Brieftasche lag mitten im Wege —"

Und als der Andere sprachlos und fragend aufblickte, zog August das Portefeuille aus der Tasche und reichte dasselbe dem Sucher hin:

„Hier, Herr H. M. ist die Vermißte."

„Oh, mein Herr! wie soll ich Ihnen danken?! Aber, junger Mann, wissen Sie wohl — fünf und zwanzig tausend Pfund?"

„Sie wareu schon so gütig, mir dies zu sagen, und um so mehr freue ich mich — u. s. w."

Nun könnte erzählt werden, wie die beiden Herren nähere Bekanntschaft machen, wie der ältere Harry oder eigentlich Heinrich Miller an August sichtliches Gefallen fand, und, da dieser rückhaltslos den Verlauf seines Lebens bis hierher erzählte, ihm den Plan, nach Amerika zu gehen, ausredete

und ihn bewog, einstweilen mit ihm nach Herrn Millers Wohnort zu reisen.

Miller kann ein bedeutender Fabrikherr sein, oder sonst ein Geschäft haben, in welchem er unseren August vorläufig beschäftigt.

Eine recht hübsche Episode könnte nun etwa die Bekanntschaft mit der Nichte Millers, einer Bruderstochter sein. Bella Miller müßte sehr anziehend geschildert werden, und unverhüllt ihre Neigung zu dem jungen Deutschen zur Schau tragen, welche er natürlich, gefeit durch die Liebe zur Tochter seines Pflegevaters in Deutschland, nicht erwidern konnte u. s. w.

Sie werden, verehrtes Fräulein, ohne Zweifel das Alles sehr hübsch ausmalen können. Vielleicht könnte in August ein paar mal der Gedanke aufsteigen, sich dieser Liebe, welche Herr Miller offenbar begünstigt, durch die Flucht zu entziehen.

Endlich könnte August diesem in einem vertraulichen Gespräche seinen ganzen Gemüthszustand offen darlegen, und durch Vermittelung Millers eine Anstellung in Ostindien erhalten. Von dort aus müßte August an seine Mutter schreiben, der Brief aber in Europa nicht ankommen.

Anziehend und fesselnd könnte der Aufenthalt August's in Ostindien beschrieben werden, mit allerlei orientalischem Beiwerke ausgeschmückt.

Dann nach fünf oder sechs Jahren können Sie August im Besitze eines kleinen Vermögens nach Europa zurückkehren lassen. Hier muß er natürlich die Mutter todt, die Geliebte verschollen finden, und dann kann er, da er doch auch zufällig Krause heißt, meinetwegen mit mir Grünling, ein Kompagniegeschäft gründen, eine Verlagsbuchhandlung!

Durch eine seltsame Himmelsfügung könnte nun Ihre Heldin angelockt durch den Namen Krause, ihre Novelle gerade an unser Haus senden, und August so die verlorne Spur seiner Jugendliebe wieder finden. u. s. w.

Die weitere Entwickelung mit dem fröhlichen, alle Welt befriedigenden Schlusse einer lustigen Hochzeit wird sich dann von selbst machen.

So, verehrtes Fräulein, würde ich rathen, die Novelle zu beenden. Um Vergebung muß ich aber bitten, daß ich, von dem intressanten Stoffe hingerissen, mir stellenweis erlaubt habe, mehr als bloße Andeutungen zu geben.

Da mich in nächster Zeit vielfache Geschäfte an's

Haus fesseln, wird sich mein Associé, Herr Krause, erlauben Ihnen persönlich aufzuwarten, um zu hören, ob Sie mit meinen Vorschlägen einverstanden sind.

Hochachtungsvoll ergebenst

Grünling und Compagnie."

Während ich diese Epistel laut las war Amanda in höchster Bewegung mehrmals unwillkürlich zusammengezuckt, und als ich jetzt den Brief zusammenlegte und sie aufstehen wollte, sank sie, vor innerlicher Erschütterung halb ohnmächtig, in den Sessel zurück.

Ihre Hand ergreifend rief ich aber fröhlich:

„Gott sei gedankt! Gott sei gelobt! — Ueber Herrn Grünlings Absicht kann ja gar kein Zweifel sein. — Und ich bin doppelt froh, unsre liebe Freundin gerade jetzt zu finden. Oh, Sie lieber, böser Flüchtling!"

Die letzten Worte überhörend stammelte Amanda nur:

„Hat mir Herr Grünling in der That blos einen Entwurf zu einem neuen Schlusse der Novelle angeben wollen, oder — Doctor! oder ist das Mitgetheilte Wahrheit und wollte er mich auf das Wiedersehen vorbereiten?" „Er wird doch kaum

bezweifelt haben, liebe Amanda," entgegnete ich, „daß Sie Ihre eigene Lebensgeschichte beschrieben haben! — Jedenfalls muß es sich aber bald aufklären. Darum nur Ruhe und Fassung, theures Kind!" Da klopfte es an die Thür, und ein Kammermädchen brachte eine Visitenkarte mit den Worten:

„Der Herr läßt sich empfehlen und anfragen, ob er seine Aufwartung machen dürfe?"

Erbleichend und wieder unfähig zu antworten, las Amanda auf der Karte: August Krause, und darunter mit Bleistift: des Steigers Sohn.

Ich nahm statt ihrer das Wort: „Gewiß, schnell, schnell! Der Herr soll gleich kommen, er wird mit Sehnsucht erwartet!"

Da trat er schon auf die Schwelle — Der heißgeliebte, lang betrauerte, glückselige August.

Amanda flog ihm entgegen und barg das erröthende Gesicht und die überfließenden Augen an seiner Brust. —

Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß ich schleunigst eine andere Pflegerin für meine Kranke schaffen mußte, und daß die Novelle einen

Schluß ganz nach dem Vorschlage des Herrn Grünling fand.

Bei der Hochzeit waren alle Freunde und Freundinnen des glücklichen Paares vereinigt.

Auch meine Frau und ich hatten uns eingestellt. Der greise Pfarrer Klein hielt die Traurede.

Als nach der Tafel sich die Paare zum Tanz reihten, zog der joviale Grünling die Handschuhe an, und schaute mit schiefem Kopf über die Brille hin Fräulein Mathilde Windhalm fragend an:

„Mein Fräulein, darf ich hoffen? den ersten Tanz?"

Mit einem Knixe erwiederte sie lachend:

„Ja, wenn Sie versprechen wollen, alle meine Novellen zu verlegen. Sie brauchen den Schluß derselben auch nicht zu ändern! — Es muß ja nicht immer geheirathet sein!

Ende.

Druck von Friedrich Andrä in Leipzig.

Meißner, A., Am Stein. 15 Ngr. — Durch Sardinien. 15 Ngr. — Zwischen Fürst und Volk. 3 Bde. 3 Thlr. — Charactermasken. 3 Bde. 4 Thlr. — Novellen. 2 Bde. 2 Thlr.
Mende, Fritz, Politische Sünden. 1½ Thlr.
Mergentheim, J. v., Ein Freiheitskrieg i. Böhmen. 1 Thlr.
Mühlbach, L., Erzherzog Johann. B. A. 4 Abthlgn. 6 Thlr.
Niendorf, E., Lenau in Schwaben. 1 Thlr.
Nordmann, J., Aurelie. 2 Bde. 1 Thlr.
Novellen=Bibliothek. 2 Bde. 20 Ngr.
Novellen=Kränze. 2 Bde. 20 Ngr.
Novellen=Sammlung. 2 Bde. 20 Ngr.
Pichler, Louise, Friedrich v. Hohenstaufen. 2 Bde. 1⅗ Thlr. Der letzte Hohenstaufe. 3 Bde. 3⅕ Thlr. — Heinrich IV. Vermählung. 2 Bde. ⅘ Thlr. — Aus böser Zeit. 3 Bde. 1⅗ Thlr. — Vergangene und vergessene Tage. ⅘ Thlr. — Die Kaiserbraut. 2 Bde. 2 Thlr. — Unter dem Lindenbaum. 1⅓ Thlr. — Bei Lampen= u. Sternenschein. 2 Bde. 2¼ Thlr.
Pulszky, Th., Aufzeichnungen a. d. Tageb. 2 Bde. 1½ Thlr.
Rank, J., Die Freunde. 2 Bde. 1 Thlr. — Florian. 2 Bde. 1 Thlr. — Schön=Minnele. 2 Bde. 1 Thlr.
Schirmer, Ad., Lütt=Hannes. 3 Bde. 3½ Thlr.
Scott, W., Quentin Durward. 3 Bde. 1 Thlr. — Nigels Schicksale. 3 Bände. 1 Thlr. — Gottfried Peveril. 4 Bde. 1⅓ Thlr. — Redgauntlet. 3 Bde. 1 Thlr. — St. Ronansbrunnen. 3 Bde. 1 Thlr.
Smidt, H., Deutsche Schiffe u. dänische Kaper. 2 Bde. 1½ Thlr.
Stein, Paul, Drei Christabende. 1 Thlr. — Der letzte Churfürst von Mainz. 3 Bde. 2 Thlr. — Handwerk und Industrie. 2 Bde. 2 Thlr. — Das Haus d. Hofräthin. 2 Bde. 1⅔ Thlr. — Aus dem schwäb. Volksleben. 1 Thlr. — Johannes Gutenberg. 3 Bde. 3 Thlr. — Novellistische Gemälde. 2 Bde. 2 Thlr. — Die Braut im Kloster. 3 Bde. 2⅔ Thlr. Albrecht von Brandenburg. 3 Bde. 3 Thlr. — Leopold' Irrfahrten. 2 Bde. 2⅔ Thlr.
Stifft, A., Von Nord und Süd. 1⅓ Thlr.
Traun, J., Südfrüchte. 2 Bde. 1 Thlr. — Oberösterreich. 1 Thlr.
Wartenburg, K., Neue Propheten. 2 Bde. 2 Thlr. — Die Väter der Stadt. 3 Bde. 2 Thlr. — An trüben Tagen. 2 Bde. 2½ Thlr. — Französisches Leben. 1⅔ Thlr.
Wickede, Jul. v., Preußische Husarengeschichten. 3 Bde. 2 Thlr. — Die Soldaten Friedrich des Großen. 4 Bde. 2 Thlr.
Wohlfahrt, Kirchenrath Dr., Der Student von Oxford. 2 Bde. 1 Thlr.
